

FRIED, ALFRED HERMANN

## Wien - Berlin

ein Vergleich

Lenobel  
Wien ; Leipzig  
1908

# books2ebooks – Millions of books just a mouse click away!



European libraries are hosting millions of books from the 15th to the 20th century. All these books have now become available as eBooks – just a mouse click away. Search the online catalogue of a library from the eBooks on Demand (EOD) network and order the book as an eBook from all over the world – 24 hours a day, 7 days a week. The book will be digitised and made accessible to you as an eBook. Pay online with a credit card of your choice and build up your personal digital library!

## What is an EOD eBook?

An EOD eBook is a digitised book delivered in the form of a PDF file. In the advanced version, the file contains the image of the scanned original book as well as the automatically recognised full text. Of course marks, notations and other notes in the margins present in the original volume will also appear in this file.

## How to order an EOD eBook?



Wherever you see this button, you can order eBooks directly from the online catalogue of a library. Just search the catalogue and select the book you need.

A user friendly interface will guide you through the ordering process. You will receive a confirmation e-mail and you will be able to track your order at your personal tracing site.

## How to buy an EOD eBook?

Once the book has been digitised and is ready for downloading you will have several payment options. The most convenient option is to use your credit card and pay via a secure transaction mode. After your payment has been received, you will be able to download the eBook.

# Standard EOD eBook – How to use

You receive one single file in the form of a PDF file. You can browse, print and build up your own collection in a convenient manner.

## Print

Print out the whole book or only some pages.

## Browse

Use the PDF reader and enjoy browsing and zooming with your standard day-to-day-software. There is no need to install other software.

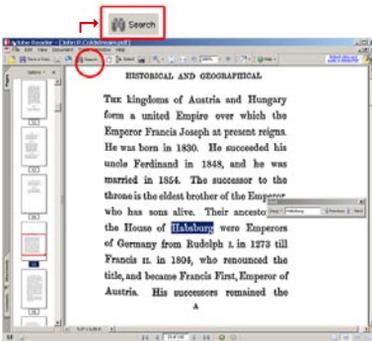
## Build up your own collection

The whole book is comprised in one file. Take the book with you on your portable device and build up your personal digital library.

# Advanced EOD eBook - How to use

## Search & Find

Print out the whole book or only some pages.



With the in-built search feature of your PDF reader, you can browse the book for individual words or part of a word.

Use the binocular symbol in the toolbar or the keyboard shortcut (Ctrl+F) to search for a certain word. "Habsburg" is being searched for in this example. The finding is highlighted.

## Copy & Paste Text



Click on the “Select Tool” in the toolbar and select all the text you want to copy within the PDF file. Then open your word processor and paste the copied text there e.g. in Microsoft Word, click on the Edit menu or use the keyboard shortcut (Ctrl+V) in order to Paste the text into your document.

## Copy & Paste Images



If you want to copy and paste an image, use the “Snapshot Tool” from the toolbar menu and paste the picture into the designated programme (e.g. word processor or an image processing programme).

# Terms and Conditions

With the usage of the EOD service, you accept the Terms and Conditions. EOD provides access to digitized documents strictly for personal, non-commercial purposes.

Terms and Conditions in English: <http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/en/agb.html>

Terms and Conditions in German: <http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/de/agb.html>

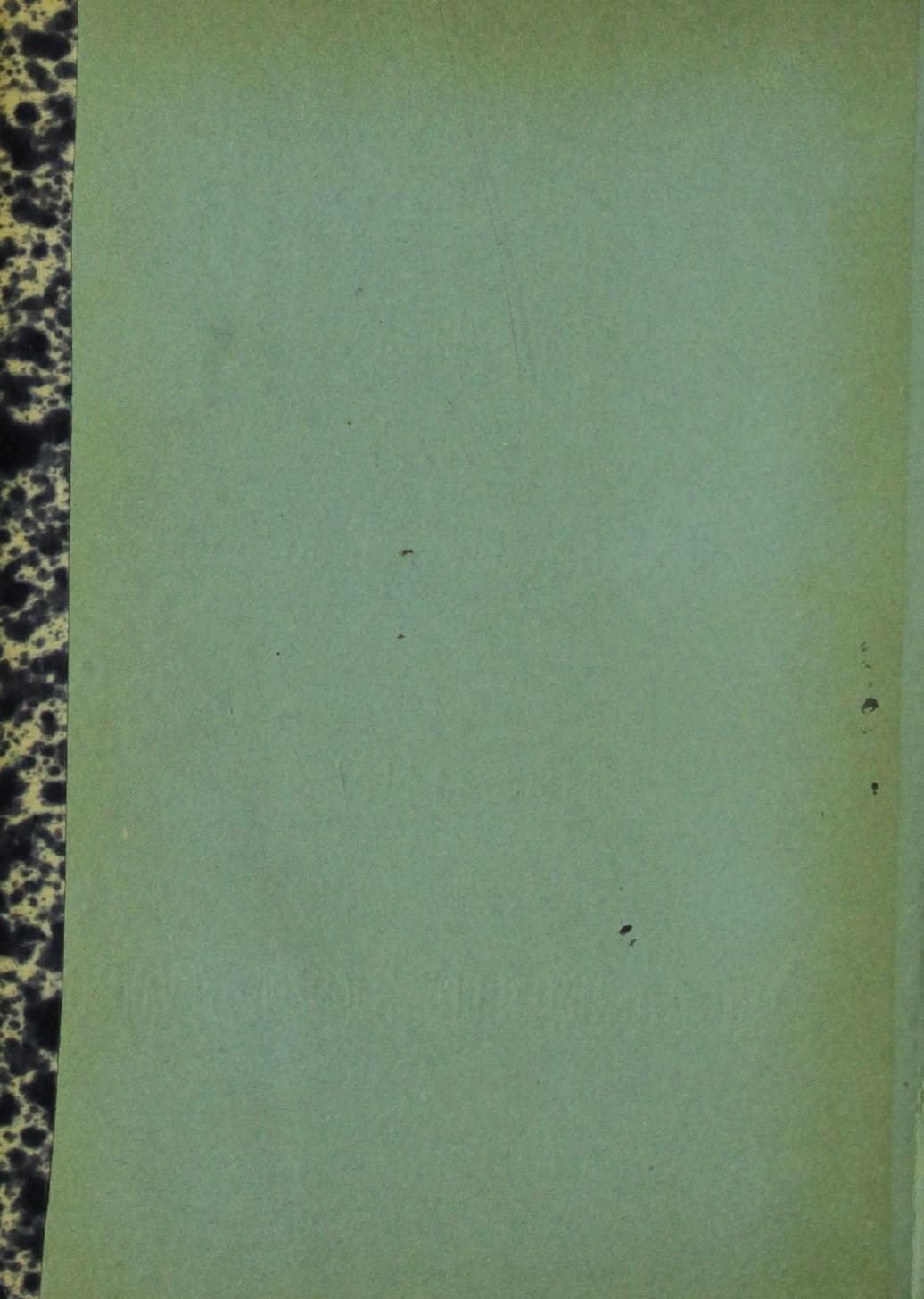
# More eBooks

More eBooks are available at <http://books2ebooks.eu>

Universitäts-Bibliothek Wien

I

340 048 *Q*



# Wien-Berlin

»»»»»»»» Ein Vergleich ««««««««

Von Alfred H. Fried

□ WIEN und LEIPZIG □

Josef Lenobel, Verlagsbuchhandlung



# Wien=Berlin.

Ein Vergleich.

Von

Alfred H. Fried.



Wien und Leipzig.

Josef Lenobel, Verlag.

Druck von Johann N. Vernay in Wien.

I

340048 w

---

Alle Rechte vorbehalten.

---



# Inhaltsverzeichnis.

## Zur Einleitung.

	Seite
Das „ewige“ Thema. — „Comme à Berlin!“ — Aristokrat und Parvenu. — Die Grundverschiedenheit von Berlin und Wien. — Die natürlichen Bedingungen des Unterschiedes. — „Capua der Geister.“ — Die historischen Erlebnisse als Bedingungen jenes Unterschiedes. — Die Eisenbahn, das Enfant terrible im Völkerleben. — So fern und doch so nah! . . .	1

## I. Die Straße.

Zweckstraße und Promenade. — Berliner und Wiener Architektur. — Mangel an „bewaffneten“ Denkmälern in Wien. — Die Fenster der Bilderläden. — Das Café als Straße. — Straßenlärm und Operettenschlendern. — Der Wiener hat Zeit. — Spaziergänger am hellen Tag. — Der Nachmittag in Berlin und Wien. — Psychologie der Bekleidung.

— Schäßige Eleganz. — Wiener Läden. — Uralte Firmen. — Kaufmännische Zwergbetriebe. — Geschäftsbetriebe. — Geschäftsausstattung in Berlin und Wien. — Käuferlockungen. — Die Rolle des Schuhs in Berlin und Wien. — Die k. k. Tabaktrafik und der Zigarrenladen . . . . .

## II. Im Hause.

„My house is my castle“ gilt nur bis Bodenbach. — Die „splendid isolation“ des Berliner Heims. — Berliner Villenkolonien. — Das Streben des Berliners nach eigener Scholle. — Die Zweiwohnungenetage. — Die Scheu vor dem Nachbar. — Wiener Cottageanlagen und Zinskasernen. — Der „Gang“ im Wiener Zinshaus. — Das Küchenfenster als Beobachtungsposten. — Der Wohnungsnachbar in Wien. — Das Berliner „verschlossene Haus“ und die „offene Tür“ in Wien. — Das Sperrgeld. — „Aufgang nur für Herrschaften“ und die gemeinsame Treppe in Wien. — Nachteile der Zweitreppeneinrichtung. — Hausflur und Treppenhaus. — Einige Vorteile der Wiener Hauseinrichtungen. — Die Anlage der Wohnungen. — Urfachen des Berliner Wohnungskomforts. — Die Primitivität der Wiener Wohnungen. — Das Badezimmer. — Wohnungsluxus in Berlin. — Teuerung und Beschränktheit der Wiener Wohnungen. — Wohnungs-

miete als Maßstab der Lebenshaltung in Berlin. —  
 Mißverhältnis des äußeren Aufwands zur Wohnung  
 in Wien. — Inneneinteilung der Wiener und Berliner  
 Wohnungen. — Keine abgegrenzte Gebrauchsbefim-  
 mung der Zimmer in Wien. — Das Mobiliar. —  
 Die Küche. — Paradeküche oder Werkstätt. — „Es  
 dreht immer am Herd sich der Spieß.“ — Elegante  
 Wohnungseinrichtungen. — Die Wiener Wohnung  
 bloß ein Winterquartier. — Landaufenthalt und  
 Sommerwohnungen in der Wiener Umgebung. —  
 Wiener Familienleben. — Elternhaus und Schule. —  
 Der gesellige Verkehr. — Die Jause. — Der „Jour“. —  
 — Bälle, Kränzchen, usw. — Im Sommer. — Dienst-  
 mädchen . . . . .

### III. Die Leute.

Die jugendlichen Berliner, die alten Wiener. —  
 Der Bodensaß der Jahrhunderte. — Der Wiener hat  
 Kultur, der Berliner ist zivilisiert. — Berlin in den  
 Stifterwochen der Kulturentwicklung. — Verschieden-  
 heit zwischen Menschen und ihren Einrichtungen. —  
 Der Genuß das Normale, die Arbeit Unterbrechung.  
 — „Der Wiener geht net unter!“ — Die Lebens-  
 freude, eine Schwimmblase, die über Wasser hält.  
 — Nicht Leichtfinn, sondern leichter Sinn. — Der  
 Wiener ein Hätschelkind der Natur. — Dem Berliner

fehlt die Genußfähigkeit. — Der Boden, der den Wiener tanzen lehrte, lehrte den Berliner rechnen. — Der Mut, „der Welt die Haxen auszureißen.“ — Das Essen. — Hurrarestaurants in Berlin. — Die Freude des Berliners am äußeren Glanz. — „Panierte Bananen“ im Land der Stulle. — Die Stulle Selbstbetrug. — Das „Wie“ des Genießens. — „Übermorgen wird genossen!“ — Das Vergnügungsportemonnaie. — Der Berliner bei der Arbeit. — Pflichtgefühl und Ordnungssinn, die Nationaleigenschaften der Berliner. — Die Armee ist nicht die Schule der Nation, diese ist vielmehr die Grundlage der Armee. — In Wien wird „auch“ gearbeitet. — Wessen Lebensauffassung ist die glücklichere? — Die Wiener Gemütlichkeit. — Definition der Wiener Gemütlichkeit. — Die Gemütlichkeit ein Kulturgut. — Mangel an Gemütlichkeit in Berlin und seine Ursachen. — Äußere Züge des Berliner Wesens. — Eine Illustration aus dem Kleinleben beider Großstädte. — Gruppengegensätze. — Schatten und Lichtverteilung. — Gemütsprüderie der Berliner. — Die Mär vom goldenen Wiener Herzen. — Homer läßt nur seine Griechen weinen, die Barbaren nicht. — Berliner Wiß und Wiener Humor. — Ein Radiergummi, der Taten verlöschen soll. — Berliner und Wiener Gassenhauer. — Baumblüte in Werder. — Sonntags im Volkssprafer. — Beim Heurigen in Nußdorf . . .

#### IV. Das öffentliche Leben.

Der Misoneismus der Wiener und der Philoneismus der Berliner. — Das Spesenkonto der Überlieferungen. — Fähigkeit des Berliner, die Zukunftswerte der Neuerungen zu berechnen. — Der Unternehmungsgeist. — Kurzlichtigkeit des Alters, Draufgängertum der Jugend. — Der Berliner und der Wiener Kaufmann. — Läden. — Das Telephon. — Der psychische Wert des Telephons und seine Erkenntnis seitens der Berliner. — Verkehrspolitik. — Die Straßenbahn. — Die Berliner „Wüstenbahn“. — Der Straßenbahningenieur als Pionier. — Die Wiener Verkehrspolitik macht das Bedürfnis erlahmen. — Wiener Verkehrseigentümlichkeiten. — Das Umfteigen. — Abschließung des Stadtfinnern. — Das Sperrschloß als Verkehrshemmnis. — Die beiden Stadtbahnen. — Die Berliner Stadtbahn, die Nabelschnur des Stadtweßens. — Der Pulsschlag der Weltstadt auf einem Berliner Stadtbahnhof. — Der „Rausch der Technik“. — Die Wiener Stadtbahn, ein verwunschener Prinz. — Sie kommt nirgends her und führt nirgends hin. — Minimaler Verkehr und riesenhaftes Defizit, die einzigen Harmonien. — Das Dornröschen in Uniform. — Ein „gernegroßstädtisches“ Institut. — Berliner Verkehrspläne. — Die Geduld des Wiener Publikums. — Der Omnibus. — Lohnfuhrwerk. — Verlogenheit der Siakerverherrlichung. — Der Siaker,

ein Luxusinstrument. — Der Einspänner. — Der Fahrgast als Ausbeutungsobjekt. — Die Fahrpreis- unterhandlungen. — Das Geduldspiel des Suchens nach der Taxvorschrift. — Die Taxvorschrift als Konversationslexikon. — Den Siaker ins Museum der Stadt Wien! — Der Berliner Droschkenkutscher und seine Vorzüge. — Das Nachtleben. — Warum Wien niemals das rege Nachtleben Berlins haben wird. — Charakteristik des Berliner Nachtlebens. — Verkehrte Welt. — Nachlokale. — Das „Wurz- system“. — Der Sonnabend Abend. — Die Wiener Umgebung beeinträchtigt das Nachtleben. — Das Theater. — Berlin und Wien als Theaterstädte. — Berlin als theaterrevolutionäre Stadt. — Wien, die Zuchtsstätte für Bühnenkünstler. — Der Drang zum Theater und seine Ursachen . . . . .	Seite 91
Schluß . . . . .	119



## Zur Einleitung.

Das „ewige“ Thema. — „Comme à Berlin!“ — Aristokrat und Parvenue. — Die Grundverschiedenheit von Berlin und Wien. — Die natürlichen Bedingungen des Unterschiedes. — „Capua der Geister.“ — Die historischen Erlebnisse als Bedingungen des Unterschiedes. — Die Eisenbahn als enfant terrible. — So fern und doch so nah!

---

Wien und Berlin! Wo fang ich an, wo hör' ich auf, um die Fülle der Gedanken und Anregungen, die sich einem jeden, der diese beiden Weltstädte kennt, gebieterisch aufdrängen, systematisch zusammenzufassen, und ein Bild jener riesenhaften Heterogenität zu zeichnen, das sich dem Beobachter bietet. Wien und Berlin; das ist das ewige, unerschöpflich scheinende Thema, das seit Jahrzehnten fortgesponnen wird, ohne daß man zu einer befriedigenden Einigung zu kommen vermochte. Man kann als Eingeborener einer der beiden Städte in der anderen Stadt keine Bekanntschaft machen, und wäre sie eine noch so flüchtige, ohne daß nicht flugs das Thema des Wien-

Berlin-Vergleiches aufs Tapet käme, man kann keinen der zahlreichen Züge betreten, die täglich den Verkehr zwischen den beiden Metropolen vermitteln, ohne nicht mit Todlicherheit einige Minuten nach der Abfahrt mit seinem Nachbar oder seinem Gegenüber mitten in dem ewigen Thema drinn' zu stecken, das erst seine Beendigung, beileibe aber nicht seine Erledigung findet, wenn der Zug am Anhalter- oder am Nordwestbahnhof stillsteht. Noch mehr als in Berlin beschäftigt man sich in Wien mit dem dort fast schon zum beliebten Gesellschaftsspiel gewordenen Vergleich der Einrichtungen an der Spree mit jenen an der Donau. An der Donau gibt es heute tatsächlich kein Ereignis, keine Neuerung, keine Unsitte, an die sich nicht sofort die Frage knüpft: „wie ist das in Berlin?“, „wie wird das in Berlin gemacht?“, „was täte man in diesem oder jenem Falle in Berlin?“ usw. Ich werde nie die Verduztheit vergessen, die sich meiner bemächtigte, als ich mitten im Wienerwald nach einer längeren Bergpartie an einer Quelle Halt machend, von einem Wiener Ehepaar durch Überlassung eines Papiertrinkbechers in die Lage versetzt wurde, die frische Quelle benützen zu können, und wie dann, als ich im Scherze einwandte, daß eigentlich neben der Quelle ein Automat mit papierenen Trinkbechern zur Verfügung der durstigen Wanderer stehen sollte, die Dame

Spöttlich hinzufügte: „Comme à Berlin!“ Ich glaubte, daß man mich, der ich eben nach langjährigem Aufenthalte an der Spree nach Wien zurückgekehrt war und in meiner Aussprache etwas Norddeutsches bewahrt hatte, für einen Berliner halte, der mit dieser billigen Bemerkung seinen Denkkzettel erhalten sollte. Eine Frage brachte mir die Erklärung, daß ich im Irrtum war. Das „Comme à Berlin!“ war der jungen Wienerin zur Redensart geworden, so sehr war sie es gewöhnt, wenn von einer Neuerung oder einer Verbesserung irgendwie die Rede war, stets den Hinweis auf Berlin zu vernehmen, wo man alle die „gescheidten Sachen“ schon längst eingeführt habe.

Dem Wiener ist der Aufschwung Berlins sozusagen in die Nase geflogen. Er weiß es ganz genau, daß die nordische Stadt sein Wien um vieles überflügelt hat, und als Aristokrat vom alten Adel interessieren ihn die Allüren und Einrichtungen des „konkurrierenden Parvenus“ natürlich mehr, als es den Berliner interessiert, was in dem, ihm ein für allemal als „rückständig“ geltenden, Wien vorgeht. Doch wird auch der Berliner genügend veranlaßt, seine Stadt mit Wien zu vergleichen. Sei es aus Lokalpatriotismus, um sich klar darüber zu werden, wie weit es Berlin gebracht hat, sei es aus den tausendfachen Beziehungen, die ihn beruflich oder

privat mit Wien verknüpfen, sei es aus stillem, uneingestandenem Neid, wenn er sieht, daß ihm die Wiener in diesem oder jenem doch „über“ sind, sei es, wenn gewisse Wiener Eigenheiten, die sein berechnender und klügelnder Verstand nun einmal nicht zu fassen vermag, weil es eben keine Verstandesangelegenheiten sind, ihm unbegreiflich und infolgedessen verachtenswert erscheinen, wie der leichte Sinn des Wieners oder dessen Abneigung gegen zu große Arbeitsleistungen.

Warum nun dieses hartnäckige Bestreben, diese beiden Städte immer wieder miteinander vergleichen zu wollen; warum gerade diese Städte immer miteinander im Munde führen; warum fällt es einem nicht ein, Wien mit London oder Rom, Berlin mit Petersburg oder New-York zu messen, warum Berlin nicht mit einer anderen deutschen Stadt, mit München z. B. oder mit Hamburg und Frankfurt? — Der Grund ist mir lange ein Räthsel gewesen, und schließlich glaube ich die Lösung doch in dem Hang der Menschennatur zum Abenteuerlichen, zum Ungeheimten, zum Heterogenen, zum Gegensätzlichen gefunden zu haben. Man vergleicht diese Städte eben deshalb so unausgesetzt, weil sie gar nicht miteinander zu vergleichen sind, weil jede etwas völlig Andersgeartetes darstellt, weil sie zueinander passen, wie die Faust auf das Auge, weil ein Ver-

gleich dieser beiden Städte mit dem Mars näher läge, als ein Vergleich untereinander, und weil man durch den Umstand, daß in beiden Städten die gleiche Schriftsprache verstanden und geschrieben wird, glaubt, auch noch andere Ähnlichkeiten herausfinden zu müssen. Diese eine Äußerlichkeit, und dann eine gewisse historische Verknüpfung zwischen der Kaiserstadt des alten und jener des neuen Reiches, verleiten alle Grübelnden und Beobachtenden auf das Thema zu fliegen, wie die Motten zum Licht.

Wenn man Wien mit Berlin vergleichen will, muß man von dem Grundsatz ausgehen, daß man etwas völlig Ungleiches, ja ich stehe nicht an zu sagen — etwas völlig fremdartiges miteinander vergleicht; muß man also jede Hoffnung aufgeben, zwischen den beiden Städten einen Ausgleich zu finden. Das aber macht das alte Thema so interessant, läßt es nie als abgedroschen erscheinen und sichert in gewissem Sinne seine Ewigkeit. Die Ähnlichkeiten erschöpfen sich bald; die Unterschiede mehren sich ins Unendliche.

Wien und Berlin sind in jeder Beziehung zwei grundverschiedene Städte. Würden sie nicht 13 sondern 30 Bahnstunden auseinander liegen, würde in beiden Städten nicht die gleiche Schriftsprache herrschen — die Verkehrssprache ist ja schon grundverschieden — so würde man sich über die zufage-

trefenden Unterschiede gar nicht wundern, man würde sich mit der Thatsache abfinden, mit der sich der Berliner in Dublin oder Odessa, der Wiener in Konstantinopel oder Drontheim abfindet. Es handelt sich in diesen Fällen eben um andere Menschen, andere Sitten, andere Einrichtungen und um einen auf anderem Weg entwickelten öffentlichen Geist. Ganz so handelt es sich aber zwischen Berlin und Wien um andere Menschen, andere Sitten, andere Einrichtungen, andere Auffassungen und andere Bewertungen der Erscheinungen des öffentlichen Lebens. In beiden Städten schreibt und liest man zwar deutsch, man teilt sich in die Geisteskräfte der deutschen Literatur, Wissenschaft und Kunst; man feiert gleichzeitig Schiller, Beethoven und Mozart, aber man ist eben doch etwas ganz anderes. Die Ethnologen würden den Unterschied leicht begründen, wir wollen uns hier aber nicht in wissenschaftliche Erörterungen einlassen; wir wollen an der Oberfläche bleiben, denn sie genügt uns schon, um das darzutun, was wir beweisen wollen.

Natur und Geschichte haben das ihrige dazu beigetragen, die Unterschiede zwischen Berlin und Wien zu zeitigen und die jeder Stadt eigenartige Entwicklung zu bedingen. Die kahle Landschaft des Nordens, die märkische Sandebene mit ihren traurigen Kiefernforsten und ihren melancholischen Seen mußte

anders auf die Seele der Bewohner einwirken, als die lachenden, rebenumrankten Hügel des Wienerwaldes mit ihren Buchenwaldungen und ihren Ausblicken auf die Schneehäupter der Alpenwelt. Die kühle Brise, die vom Ostmeer einherfegt, die schrägeren Sonnenstrahlen, die das Häusermeer von Berlin bestrahlen, mußten das Blut und das Temperament der Bewohner jenes Himmelstriches anders beeinflussen, als die träge, entnervende Hitze des Sommers, der alljährlich aus Wien eine in Lethargie verfallene italienische Stadt macht. Wahr sind die Worte Grillparzers, und sie zeichnen ganz prägnant die Atmosphäre, in der das Wienertum im Gegensatz zu den klimatischen Verhältnissen der Mark aufsprießt:

„Schön bist du, doch gefährlich auch  
Dem Schüler, wie dem Meister;  
Entnervend weht dein Sommerhauch  
Du Capua der Geister.“

Freilich, sie sind beide Kinder der Sonne, die um den rotziegeligen Rathausturm, und die um den „alten Steffel“ herum wohnen, aber die Sonne meint es zu jedem von ihnen anders und in dieser Differenz ihrer Neigungen liegt die Differenz der von ihr Beschiedenen.

Was nach einer Richtung die natürlichen Bedingungen hervorbringen, vollenden nach anderer Richtung die historischen Erlebnisse beider Städte.

Dort in Berlin eine Geschichte karg wie der Boden, auf dem sie sich abspielte, ein jahrhundertelanger Kampf mit dem Slawentum und mit der Unkultur des Ostens, wobei die Künste des Friedens zu kurz kommen. Hier ein Kulturboden, der vom Blut aller Völker gedüngt ist, eine Geschichte, die bis zu den Römern hinunterreicht, deren Spuren heute noch beredtes Zeugnis ablegen. Ja noch weiter zurück stand hier die Wiege der deutschen Volkslage und altdeutschen Heldentums. Kunst und Schönheit, Prachtliebe und Lebensfreude feierten hier schon Triumphe, als der Vorfahr des heutigen Berliners noch im Einbaum an den Havelseen dem Fischerhandwerk nachging. Hier ging die alte Völkerstraße nach Italien und dem Orient vorbei, hier vereinigte sich Süd und Nord zum Austausch der Waren und der Kultur, hier fand die fortwährende Berührung mit den Macht- und Prachtsstätten südlicher Herrlichkeit statt. Hier stand das starke Bollwerk gegen den das Germanentum bedrückenden Türken, hier war der Sitz eines frühzeitig sich stark entwickelnden Kaisertums, das die Krone des Römerreiches erbte.

Kann aus solch verschiedenen Vorbedingungen etwas Homogenes hervorgehen, kann sich etwas gleichen, das seinem innersten Wesen nach ungleich sein muß, das auf ganz verschiedenen Wegen herkam und das nur heute durch das *Enfant terrible* der

Geschichte, die Eisenbahn, so nahegerückt ist, daß man darob vergessen möchte, wie weit es auseinander lag, vor allen Dingen, wie weit es seiner inneren Entwicklung nach heute noch auseinander liegt?

Die Frage muß bündig verneint werden. Tut man das, dann kann man leichten Herzens an den Vergleich der beiden Städte gehen, denn man hat die notwendige Vorbedingung für ein solches Beginnen gefunden. Man wird sich im voraus bewußt sein, daß es sich darum handelt, etwas äußerlich Nahes in seinen Weltenweiten festzustellen, damit man in Umkehrung des bekannten Volksliedes von den beiden Städten wird sagen können: „Ihr seid so fern und doch so nah!“



## Die Straße.

Zweckstraße und Promenade. — Berliner und Wiener Architektur. — Mangel an „bewaffneten“ Denkmälern in Wien. — Die Fenster der Bilderläden. — Das Café als Straße. — Straßenalarm und Operettenschlendern. — Der Wiener hat Zeit. — Spaziergänger am hellen Tage. — Der Nachmittag in Berlin und Wien. — Psychologie der Bekleidung. — Schöne Eleganz. — Wiener Läden. — Die Befähigung zum Sauerkrauthandel. — Uralte Firmen. — Kaufmännische Zwergbetriebe. — Geschäftsausstattung in Berlin und Wien. — Käuferlockung. — Die Rolle des Schuhs in Wien und Berlin. — Die k. k. Tabaktrafik und der Zigarrenladen.

---

Die Straße ist die Physiognomie einer Stadt, und wie in jedes Menschen Gesicht seine Geschichte steht, so gestattet auch die Straße einen tiefen Einblick in das innere Wesen, in Sitten und Charakter einer Stadt. Die geradlinigen, einem bestimmten Ziele ohne Umschweife zueilenden Straßen Berlins sind ebenso ein Abbild des norddeutschen Charakters, wie die krummen hügeligen, unregel-

mäßigen, in ihrem Verlauf durch den Zufall bestimmten Straßenläufe Wiens ein Abbild des süddeutschen Wesens sind. In Berlin merkt man's, daß zuerst der Wille da war, der sich den Weg bahnte; zuerst der berechnende, kühle Verstand. Die Straßen sind angelegt, in einer bestimmten Absicht, irgendwo hinzuführen, und zwar ohne Zeitverlust und ohne Umgehungen. In Wien ist's umgekehrt. Die Straße verrät keine ursprüngliche Absicht. Man merkt, daß diese erst nachträglich hineingelegt wurde. Hier waren zuerst die Häuser, dann schuf man ein Verbindungsmittel und in der entzückenden Ungeradheit und Winkelsucht der Wiener Straßen erkennt man noch deutlich das Wirken vergangener Jahrhunderte, die der Gegenwart ihren Willen aufprägen und die Menschen unserer Tage noch zwingen, dort zu wandeln, wo sie einst die Trassen abgesteckt haben. Von solchen unsterblichen Willenbekundungen vergangener Zeiten ist Berlin so ziemlich befreit. Eine Ringstraße wäre in Berlin vollends unmöglich gewesen, da sie ja nirgends hinführt, sondern nur einen Kreis bildet, der höchstens zum Promenieren einlädt, aber nicht zur Zweckbenützung. Wenn der Berliner auf die Straße geht, dann geht er eben irgendwohin, das ziellose Flanieren des Wieners kennt er nicht; und selbst wenn er „mang die Linden“ bummelt oder den nächtlichen Friedrich-

Straßenkorso mitmacht, dann hat er auch dabei einen Zweck. Er „bezweckt“, sich zu unterhalten und weiß genau im voraus, in welchem Restaurant, Bar oder Café er schließlich landen wird. Dem Wiener ist die Straße immer Promenade, auch wenn er beschäftigt ist. Er richtet seinen Weg nie nach der kürzeren Verbindung, sondern nach der größeren Abwechslung, die die Straße bietet, und wenn er dabei Umwege machen mußte.

Die Straßenanlagen der beiden Städte lassen so die Verschiedenheit ihres Charakters erkennen. Hier im voraus beabachtigter Zweck, dort Zufall, Laune und Gelegenheit. Hier alles darauf eingerichtet, den Kampf mit der Zeit vorteilhaft zu überwinden, dort Muße und rücksichtslose Verachtung der Stunde. Hier alles darauf eingerichtet, militärischen Paraden zum Aufmarsch zu dienen, dort Abdrängung militärischer Aufzüge nach der Peripherie.

Aber auch in baulicher Hinsicht, welch ein Unterschied! Welch großen Wert legt der Berliner auf die Fassade der Häuser! Wie „Wurf“ ist sie dem Wiener, wenigstens soweit es sich um Privatbauten handelt. Das Wiener Zinshaus des alten Stils ist eine graue, ungemütliche Kaserne und erst die verhältnismäßig wenigen Neubauten haben nach dieser Richtung eine Änderung gebracht. Da man aber in Wien bedeutend weniger baut als in

Berlin, so bilden diese in ihrem Äußeren empfehlenswerteren Neubauten die Ausnahme, das graugelbe Zinshaus mit seinen breiten Fronten, seinen unschönen Dächern, seinen achteiligen Fensterflächen die Signatur. Freilich, die öffentlichen Bauten stehen einzig da; gerade umgekehrt zu Berlin. Die Fassaden der öffentlichen Bauten sind dort mit einigen Ausnahmen der letzten Zeit, in dem typischen preußischen Rohziegelbau der Sechziger- und Siebzigerjahre hergestellt. Die wenigen Bauten aus der Rokokoblüte unter den Linden, das Schloß und die Museen bilden ebenfalls rühmenswürdige Ausnahmen. Die Neubauten, wie der Dom und der Reichstag, haben keine wirkungsvolle Aufstellung, auch läßt sich über ihre künstlerische Wirkung streiten. Wie anders die Wiener Monumentalbauten und ihre Aufstellung. Der Franzensring ist einer der schönsten Plätze der Welt, die Votivkirche kann es mit dem Mailänder Dom aufnehmen und die Museen, die neue Hofburg, die verschiedenen Theaterbauten sind architektonische Prachtfstücke, die man in Berlin vergeblich suchen würde. Aber auch die alten Bauten aus der Barockzeit, die „Palazzi“ der österreichischen Adelshäuser in der Herrengasse, am Josephsplatz, in der Wallnerstraße, die alte Burg selbst, die Hofbibliothek, die alten Kirchen, der Stephanssturm mit seiner wundervollen Wirkung und die Karlskirche, der Platz „Am Hof“ usw.,

welche herrliche Ansammlung ästhetisch schöner und wirkungsvoll placierter Bauten.

Die Fassaden der Berliner Privathäuser sind allerdings schöner, gefälliger als in Wien, aber niemals bilden sie diese fraulichen, schönen Gruppierungen wie die Wiener Bauten mit ihren Winkeln und Rundungen, mit ihrem malerischen Durcheinander. Berlin hat keine Veduten; in Wien kann man bei jedem Schritt ein anderes entzückendes Stadtbild bewundern; in den neuen Teilen sowohl wie in den alten. Das, was man in Nürnberg und in Rothenburg an der Tauber sucht, kann man in Wien finden. Ein Blick von der „Freiung“ nach dem „Hof“, der Blick vom äußeren Burghof auf die Giebel, Dächer und Türme des Franzensrings und auf die Museen, Plätze wie die Mülkerbaſſei und die hinteren Teile des Hohen Marktes, namentlich bei der Kirche „Maria am Gestade“, ein Aspekt, wie ihn die Kai-Anlagen bieten, wo findet man das in Berlin mit seiner Neuheit, seiner Geradheit und seiner Zweckmäßigkeit. Kurz, die Wiener Straße ist schöner, wenn sie auch nicht so korrekt, so verflucht korrekt ist.

Was nun Wien so hervorragend von Berlin unterscheidet, sind seine Denkmäler. Zunächst die Sujets dieser Denkmäler. Die Uniform und der Kriegertypus treten dabei weit zurück. Die „bewaffneten“ Standbilder sind an den Fingern abzuzählen.

Ich bekomme nicht mehr als sieben zusammen. Das Prinz Eugen-, Schwarzenberg-, Erzherzog Karl-, Erzherzog Albrecht-, Radežky-, Tegetthoff- und Deutschmeister-Denkmal; und damit sind wir fertig. Der übrige Marmor und das übrige Erz, die zu Gestalten geformt sind, sind ausschließlich Dichtern, Musikern und bildenden Künstlern, Gelehrten oder Politikern gewidmet. Daß dem in Berlin nicht so ist, braucht wohl nicht erst bewiesen zu werden. Aber auch in Bezug auf die Placierung der Denkmäler ist es in Wien besser bestellt. Das Denkmal tritt in Wien nicht rudelweise auf. Die mannigfaltige Gestaltung der Straßen und Plätze geben den Standbildern herrliche Solien, sodaß sie sich harmonisch ihrer Umgebung anpassen, besonders dann, wenn sie, wie im Wiener Stadtpark, unter dem schützenden Grün der Bäume und Sträucher in bescheidener, unaufdringlicher Weise den Garten schmücken. Diese Gleichgiltigkeit dem kriegerischen Geiste gegenüber, die man an den Wiener Denkmälern beobachten kann, drängt sich dem Beschauer auch auf, wenn er die Schaufenster der Wiener Kunsthandlungen besichtigt. Ich führe den in Wien weilenden Norddeutschen, wenn ich ihm den großen Unterschied zwischen Berlin und Wien deutlich veranschaulichen will, stets zuerst vor das Fenster solch einer Bilderhandlung. Soweit das Auge reicht — keine Uniform. Hingegen

Beethoven, Schubert, Mozart, Wagner, Nitzsche, Schopenhauer, Goethe; die Mondscheinsonate, Schubert in einem Wiener Familienhause von Klimt, Beethoven in Heiligenstadt spazieren gehend, das sind die Bilder, die zum Kauf ausgestellt werden. Dann lasse ich den Blick des Berliners zurückschweifen nach der Spree und in den Fenstern der Bilderhandlungen wird er vor seinem geistigen Auge die Uniformen erstehen sehen. Das Kaiserhaus von Wilhelm I. bis zu den Enkeln Wilhelm II. Die Paladine der „großen Zeit“ im Waffenrock, die Bismarckköpfe in allen möglichen Darstellungen und die Generale der Gegenwart. Kein Dichter, kein Denker, kein Musiker, keine traulichen Szenen aus deren Wirken; hingegen die Attacken auf St. Privat, die Anton-Werner-Marlittaden des Pinsels, die Röchlings und die Camphausen mit Schlachten-, Gefechts- und Paradebildern. Das ist der große Unterschied!

Die Straße in Berlin ist die große Grenzmauer, die den einzelnen abschneidet von der Gesamtheit; sie ist das trennende Meer früherer Verkehrsperioden. Die Wiener Straße ist das Verbindungsglied zwischen dem einzelnen und der Gesamtheit; sie ist das verbindende Meer unserer Verkehrsperiode. Die Straße ist dem Wiener der Schauplatz seines Lebens, das sich zum großen Teile dort abspielt. Der Südländer kennt die Traulichkeit der vier Pfähle nur wenig;

*Wagner*

er legt das Schwergewicht auf das Außenleben. In seiner Wohnung „wohnt“ er bloß; im Freien draußen unter der Menge lebt er. Das Café in Wien verdankt diesem Drange sein Entstehen und seine Verbreitung. Es ist der Ruhepunkt der Straße, es ist eine Art abgesonderter Marktplatz, der gegen die Unbill der Witterung geschützt ist. In Wirklichkeit ist es ein Stück unter Dach gebrachte Straße. Und auch das nur im Winter. Die ersten Sonnenstrahlen lassen die Terasse erstehen, auf welcher der Wiener so recht in seinem Element ist, denn dann sitzt er tatsächlich auf der Straße.

Daher auch das verschiedengeartete Bild des Straßenverkehrs in Berlin und in Wien. Das Halten und Schieben, das dem Berliner Straßenverkehr die Signatur aufprägt, ist in Wien völlig unbekannt. In Berlin meint man immer, es sei Alarm geblasen worden; „alles rennet, rettet, flüchtet“. In Wien meint man, einer Operette zuzusehen, in deren Hintergrunde sich die Statisten mit ungelenkten Händen bewegen; „Volk, Edelleute, Dienerschaft“, die ein Regisseur hinausgestellt hat, und die nun schlendernd herumwandeln. Den Berliner kann ich mir immer nur mit vorgebeugtem Oberkörper vorstellen, die Hände mit Paketen beschwert; den Wiener mit zurückgeworfenem Kopfe, die Hände in der Überziehertasche. In Wien sieht es immer so aus, als

wenn die Leute spazieren gehen würden, selbst am Vormittag, wo man es verschiedenen Menschen ja doch ansieht, daß sie ihrem Erwerb nachgehen. Der Wiener hat eben Zeit, und da er nicht in dem Maße wie der Berliner die Chance hat, einmal es doch zum Millionär zu bringen, so legt er nicht soviel Gewicht darauf, es schließlich um eine Viertelstunde später zu werden. Er hat immer Zeit. Auch ihm ist Zeit Geld, aber nicht in dem Sinne, daß er knauserig damit umgeht; nein, vielmehr liberal, und mit dem vollen Bewußtsein nützt er sie, daß sie nur dann genossen ist, wenn sie durch die verfluchten Erfordernisse der Pflicht nicht zu sehr belastet wird.

Man geht in Wien am hellen Tage spazieren, ohne sich zu schämen. Einen Korso kennt Berlin nur zu nächtlicher Zeit in der Friedrichstraße oder am Sonntag Mittag Unter den Linden. Des Nachts braucht man nicht zu arbeiten, desgleichen nicht am Sonntag; und da kommt noch der Patriotismus als Entlastungsmoment dazu, denn die Wache ablösen sehen und die Kaiserausfahrt abwarten, ist für den Berliner Vaterlandsdienst und somit schon wieder ein Zweck im Vergnügen. Der Wiener spaziert aber am helllichten Tage und es fällt ihm gar nicht ein, sich mildernde Umstände dafür auszudenken. Schon am Mittag entwickelt sich am Graben ein regulärer Korso, der in den Nachmittagsstunden zwischen fünf

und lieben ganz gewaltige Dimensionen annimmt. Da bewegen sich die Leute über Graben, Kohlmarkt, Kärntnerstraße und einen Teil des Ringes, so dicht und in unendlicher Kette, wie sonst nur an Parade-  
tagen über die Friedrichstraße. Aber keiner drängt, keiner schiebt, jeder fügt sich diszipliniert der Masse ein. Drängen gilt als unfein, denn es könnte den Verdacht erregen, man habe etwas zu tun. Pfui! —

Es gibt auch in Berlin Bummler, aber nur verschämte. Wenn man dort am hellen Tage flanieren will, so nennt man es „Besorgungen machen“. Schließlich hat man ja immer etwas zu besorgen und benützt dann die Ausrede, um durch die Hauptstraßen zu flanieren, die Leute zu begucken und sich die Läden anzuschauen. Ein Päckchen in der Hand ist dann der Bummelpaß, die äußere Andeutung, daß man „in Geschäften“ herumläuft. Nein, der Wiener schämt sich nicht zu flanieren. Seine Promenade gleicht derjenigen der Weltbummler in den großen Badeorten aufs Haar. Es fehlt in der Kärntnerstraße nur die Aussicht aufs Meer, und man würde meinen, sich auf der Esplanade des Anglais in Nizza oder auf der Digue von Ostende zu befinden. Zu der Stunde, wo in der Leipzigerstraße das Getöse der Straßenbahn und der Automobile am lärmendsten ist, wo die Droschken und Geschäftswagen dahinsausen, und die Läden ein Meer von Licht aus-

strahlen, das von der Regsamkeit und Rührigkeit im Innern zeugt, da flaniert Wien und zieht sich in Trupps in die Kaffeehäuser zurück, die dann am vollsten sind und von ihren Fenstern aus bequeme Beobachtungsplätze des Kosmos bieten. — Gewiß wird in Wien auch am Nachmittag gearbeitet, aber nicht so aufdringlich wie in Berlin. Man will da nicht als Musterknabe gelten, wenn man arbeitet; der Berliner aber scheint es zu wollen, scheint aller Welt zeigen zu wollen, wie fleißig er ist. Ist der Berliner ein verschämter Bummler, so ist der Wiener eher ein verschämter Arbeiter. Er findet mitten in der Arbeit auch ein Viertelstündchen Muße. Vormittags, wenn ganz Wien nach Gulasch riecht, läßt er sich die Freude am Gabelfrühstück nicht nehmen, und des Nachmittags muß er mindestens einmal seinen Laden oder sein Bureau verlassen, um zur „Jause“ ins Café zu gehen. Nachmittag riecht Wien wieder nach dem Duff des braunen Mokkasafftes. Aber neben den beschäftigten Leuten gibt es doch noch immer eine große Zahl solcher, die am Nachmittag nichts mehr zu tun haben, so das Heer der Beamten, deren Bureaus schon um 2 Uhr schließen, die Agenten und Vermittler, die nur am Vormittag arbeiten, die freien Berufe der Lehrer, Doktoren, Studenten und Offiziere und last not least die zahlreichen Frauen, die den Nachmittag harmlos beim Spazierengehen und im Café verfrödeln.

Gewinnt nun das Straßenbild durch die große Zahl der Spaziergänger eine ganz andere Physiognomie, als die Straße im nachmittägigen Berlin, so ändert sich diese auch noch durch die sorgfältige Eleganz der Promenierenden. Der Wiener hat auch dazu Zeit. Man kleidet sich im allgemeinen in Wien viel sorgfältiger als in Berlin, und nicht nur die Damen, auch die Herren bemühen sich, ihr Äußeres recht gefällig erscheinen zu lassen. Auch sie fügen sich der Mode und wechseln am Nachmittag die Toilette. Der Zylinder herrscht dann vor, der Handschuh darf nicht fehlen und Gewandung wie Überkleidung müssen nach dem neuesten Schnitt sein, wenn man nicht auffallen will. Während in Berlin nämlich die Unterwerfung unter die Vorschriften der Mode ein Mittel zum Hervorstechen ist, so ist sie in Wien ein Mittel zum Verschwinden in der Masse. Dies gilt für die Herren wie für die Damen. Die letzteren sind niemals auffallend gekleidet, sondern höchstens „schick“. Ihre Toilette erfordert Sorgfalt, doch darf man ihr diese nicht anmerken. Es muß alles Gefragene in einem Verhältnis zur Trägerin stehen und das ist das Wienerische daran. Man darf nicht angezogen sein, sondern gekleidet. Man soll nicht sich hervorheben, sondern das gesamte Straßenbild, das eben dadurch seinen Reiz gewinnt, weil man das wunderbare Zusammenspiel der Flaneure und „Fla-

neufen“ genießen und bewundern kann. Das Individuum opfert seine Toilette der Gesamtheit, es kleidet nicht sich, sondern die Stadt, wie die Rose, wenn sie sich selbst schmückt, den Garten schmückt. Diese Selbstlosigkeit, dieser unbewußte Altruismus der Toilette ist ein Zeichen alter, verfeinerter Kultur, die im Lauf der Jahrhunderte diese Massenharmonie zusammengebracht hat. Das wird Berlin den Wienern noch lange nicht nachmachen können. Es fehlt dort noch immer der Korpsgeist der Bewohner, die in erster Linie nur sich in Szene setzen wollen, wenn sie sich besser kleiden und die dadurch gezwungen sind, auf Knalleffekte hinzuwirken, oder diese ganz ungewollt erzielen. Das mag für Berliner schmerzhaft sein, zu hören, aber es ist so. In wenigen Jahrzehnten läßt sich die Kleinstadt nicht überwinden; es braucht Jahrhunderte, bis ihre letzten Spuren vertilgt sind und hier in Wien ist sie bereits überwunden, wenn auch Berlin die Donaufstadt an Einwohnern überragt und an Reichtum übertrifft. Der Bodensatz der alten Geschichte, die Tradition glanzvoller Zeiten, äußert sich im Geschmack der Bevölkerung, und dieser erworbene Geschmack kann durch äußere Mittel niemals ersetzt werden. Er muß aus dem Innern herauswachsen.

Natürlich läuft nicht ganz Wien elegant und geschmackvoll herum; jedenfalls aber mehr als jener

Bruchteil, den man gemeinhin als „ganz Wien“ bezeichnet. Das Volk in seiner Breite ist sogar weniger sorgfältig auf seine Toilette bedacht, als die gleichen Schichten in Berlin. Der Berliner, wenn er auch ärmlich gekleidet ist, ist immer sauber und korrekt. Er mag in Farbe und Schnitt der Kleidung sündigen, an Sauberkeit und Vollständigkeit wird er es niemals fehlen lassen. Anders in Wien. Die einfacheren Schichten halten wenig auf ihr Äußeres. Nirgends sieht man so viel Frauen ohne Kopfbedeckung und ohne Korsett auf den Straßen als in Wien, wo die Frau des Arbeiters, des Kleinhändlers aus der Vorstadt, des Subalternbeamten usw., auf derartige Toilettensmittel nur dann Gewicht legt, wenn der Sonntag zu einem festlichen Äußeren einlädt. Sonst ist leger oder gar salopp die Regel. Und gar erst die „Herren“. Sie tragen oft eine äußerst auffallende, schäbige Eleganz zur Schau. Mottenzerfressene Pelzkragen an den Winterröcken, oder ellenhohe Umlegeflehkragen, die ihre Seßhaftigkeit am Körper durch eine unangenehme Schwärze bekunden, draßisch karierte, aber zerissene Hosen, Modegilets mit Fettflecken, kurz, die Trümmer eines einmal elegant gewesenen Sonntagsanzugs, der nun für alle Tage erhalten muß. Das sieht man sehr häufig bei den einfachen Leuten, die wohl das Verlangen, aber nicht das Geld haben, es den Bessergestellten nachzumachen.

Die einfache, korrekte Binde, der weiße Kragen, der plumpe aber ganze und fleckenlose Rock des kleinen Mannes in Berlin ist hier nicht zu finden. Hier will er elegant sein, aber er ist nicht imstande die Eleganz zu halten und so geht er schäbig, auf den Tag wartend, wo er wieder mit einer neuen Kluff angetan unter der falschen Flagge des Kavaliere wird segeln können.

Auch diese Schichten beleben die Wiener Straße und fragen dazu bei, das Bild noch bunter, noch südlicher, noch andersgearteter zu machen.

Dieses Bild der Wiener Straße erhält weitere charakteristische Striche durch die Eigenartigkeit der Läden und des Geschäftsbetriebs.

In den Wiener Ladengeschäften ist die Tendenz zum Großbetrieb noch nicht zu erkennen. Wohl sind auch hier schon Anfänge vorhanden, doch sind diese noch nicht so entwickelt, daß sie besonders hervorstechen. Hier und da gibt es ein Spezialgeschäft, das ein ganzes Haus für sich in Anspruch nimmt, aber diese sind noch an den Fingern abzuzählen und erst ein einziges Warenhaus nach Berliner Muster hat sich seit einiger Zeit etabliert. Doch auch dieses bietet nur einen schwachen Abklatsch der großen Warenpaläste Berlins. Die Entwicklung des kaufmännischen Großbetriebs wird durch die Gesetzgebung behindert. Aber nicht nur die Gesetzgebung ist der Entwicklung

des Warenhauses in Wien hinderlich, auch der Geschmack des Publikums, das in den Geschäften, wo es kauft, individuell behandelt werden will. Nur aus diesem Hang des Wieners und aus seinem konservativen Sinn, wodurch es vorkommt, daß Generationen ein und derselben Verkaufsstelle treu bleiben, ist es erklärlich, daß neben den großen, luxuriös eingerichteten Geschäften selbst in den teuren Stadtteilen noch eine solche Unmenge kaufmännischer Zwergbetriebe bestehen, wo hinter einer altmodischen Ladentafel eine alte Frau oder ein gealtertes Fräulein in großen Kartons wohlverwahrte Waren feilhält und wo nicht einmal noch die Feuerflamme ihren Einzug gehalten hat. Man könnte sogar sagen, daß der Zwergbetrieb in Wien noch überwiegt, und die großen Geschäfte die Ausnahme bilden. Aber diese großen Geschäfte sind auch ganz anders geartet, als in Berlin. Zunächst äußert sich auch hier die Sympathie des Wieners für Traditionen. Zahlreiche dieser Geschäfte sind uralte, es gibt solche, die aus dem 17. Jahrhundert stammen und seitdem sogar immer im Besitz einer und derselben Familie blieben. Es ist natürlich, daß solchen Geschäften, die der lebenden Generation schon seit ihrer Kindheit bekannt sind, eine gewisse Anhänglichkeit bewahrt wird. Die Aushängeschilder dieser alten Häuser, die oft von berühmten Malern gemalt sind, sind Wahrzeichen der

Stadt geworden und haben sich tief in die Erinnerung eines jeden Wieners eingepägt. Der von Gauermann gemalte Hund an der Tür der Drogerie „zum schwarzen Hund“, der „Fürst von Ypsilanti“, die „Braut“, der „Herrenhutter“, der „Schwarze Mohr“, die „Schwäbische Jungfrau“, lauter alte, künstlerisch gemalte Aushängeschilder von Geschäften, welche die dargestellte Figur als Beinamen erwählten, können als Signatur jenes traditionellen Konservatismus im Wiener Geschäftsleben gelten, der den Besitzern wie der Kundschaft Ehre macht. Selbstverständlich haben es solche Geschäfte nicht nötig, ihr Äußeres besonders elegant und modern zu verzieren, oder gar aufzufallen. Letzteres würde mit Recht als stilwidrig gelten. Aber auch die neueren Geschäfte, die noch nicht von der Tradition zehren können, verschmähen den lärmenden Aufpuß ihrer Lokale. Die Läden, namentlich in den fashionableren Straßen sind durchweg elegant, aber nicht auffallend um jeden Preis und auf Kosten der Eleganz. Die Portale sind sauber gearbeitet, die Fenster groß und gut erleuchtet, aber man verschmäht es leider noch immer mit übermäßig erscheinenden Lichteffekten, mit eindrucksvollen und aufdringlichen Aufschriften jenen tonlosen Lärm hervorzurufen, der das Berliner Straßenleben so wild aber auch so reizvoll gestaltet. Die Waren sind schön arrangiert, ohne jene besonderen Kunststücke,

die in Berlin den eigenen Beruf des Auslagenarrangeurs zeitigten.

Der feine Beobachter kann auch aus der Art, wie die Geschäfte ihre Waren zur Schau stellen, auf die Eigenart der Bewohner der Stadt schließen. Der naivere, ursprünglichere Sinn des Norddeutschen will angelockt werden, es muß ihm imponiert werden, damit er aus seiner Ruhe gerüttelt wird. Nicht so kann man auf den Wiener einwirken. Alles Schreiende stößt ihn ab, und wo der Versuch marktschreierischer Geschäftsführung unternommen wird, da wird deutlich dargetan, daß man nicht mit dem eigentlichen Wiener Publikum, sondern mit dem Publikum der Provinz oder der bäuerlichen Umgebung rechnet. Der Wiener kauft eben nicht durch Lockung, sondern nur aus Bedürfnis und dann sucht er sich seine Quelle und wenn sie noch so versteckt liegt und sich noch so bescheiden repräsentiert. Freilich ist das gerade für den Fremden ein Nachteil. Dieser kommt in Wien oft in Verlegenheit, wenn er etwas kaufen will, da sich seinem suchenden Sinn kein Geschäft deutlich eingeprägt hat und er es daher dem guten Zufall überlassen muß, wenn er seine Einkäufe macht. Auch Leuten, die sich nicht ganz klar darüber sind, was sie kaufen wollen, fehlt das Anlockende und zur Überlegung die Möglichkeit gebende großartige Panorama des Berliner Warenhauses oder des Berliner

Schaufensters. In Wien sind die Schaufenster eben nur bescheidene Zeichen, daß in dem dahinter befindlichen Raum Waren dieser Art zu haben sind; die Auswahl soll man erst drinnen im Geschäft treffen.

Läßt schon die Art der Schauffellung in den Schaufenstern einen Schluß auf die Eigentümlichkeit der Bewohner einer Stadt zu, so erst sicher die ausgestellten Sachen selbst.

In einer Stadt, in der, wie in Wien auf Kleidung so großes Gewicht gelegt wird, werden natürlich die Geschäfte der Bekleidungsbranche eine große Rolle spielen. Merkwürdigerweise trifft dies auf die Konfektion selbst nicht zu. Da ist Berlin „über“. Es gibt viel weniger Konfektionsgeschäfte in Wien. Dafür schießen hier die sogenannten „Salons“ üppig in die Halme. Die Wienerin kauft ihre Kleidungsstücke nicht gern in Läden; sie bevorzugt das Atelier der Kleiderkünstlerin. Diese Ateliers sind in der Regel elegant ausgestattet und befinden sich in den fashionablesten Stadtgegenden und in den vornehmsten Häusern. Die Preise sind natürlich danach. Am zahlreichsten sind in Wien die eleganten Schuhläden, deren Zahl in Berlin lange nicht so groß ist. Auf die Fußbekleidung legen sowohl der Wiener wie die Wienerin großes Gewicht und die kühle Zurückhaltung die in dieser Beziehung in Berlin, namentlich seitens der Herren geübt wird, flößt in Wien Grauen

ein. Wer hier mit plumpen Kalblederstiefeln, mit Gummizug-Halbschuhen oder gar mit unter den Hosen verborgenen Schaffstiefeln erscheinen wollte, würde selbst in Vorstadtkreisen unliebsames Aussehen erregen. Neben den Schuhgeschäften sind die Wäschehandlungen am zahlreichsten und die Auslagen zeigen manchmal Wunder intimer Bekleidungsstücke.

Nur eine Branche löst beim Betrachten ihrer äußeren Darbietungen bei dem Berliner, wenn er nach Wien kommt, ein überlegenes Lächeln aus, und bei dem Wiener, so er nach Berlin kommt, Ausrufe des Staunens und der Bewunderung; es sind dies die Zigarrenläden in beiden Städten. In Wien die k. k. ärarische Tabaktrafik mit ihrer weiblichen-nichtrauchenden Bedienung, mit ihrer anspruchslosen Ausstattung und oft ärmlichen und primitiven Räumen und in Berlin der hellerglänzende, splendid ausgeschmückte Zigarrenpalast, mit seinen zuvorkommenden, tadellos gekleideten und sachverständigen Jünglingen und mit seinen Spiegelscheiben an den Auslagen und der reichen Auswahl an Rauchmaterial.

Das ist ein Stück des Außenbildes dieser beiden Städte und die Hauptzüge der Verschiedenheit, die es bietet. Von Ähnlichkeit ist keine Spur, alles unterschiedlich, alles anders, alles fremd und weltentfern von einander getrennt.



## Im Hause.

„My house is my castle“ gilt nur bis Bodenbach. — Die „splendid isolation“ des Berliner Heims. — Berliner Villenkolonien. — Das Streben des Berliner nach eigener Scholle. — Die Zweiwohnungen-Etage. — Die Scheu vor dem Nachbar. — Wiener Cottage-Anlagen und Zinskasernen. — Der „Gang“ im Wiener Zinshaus. — Das Küchenfenster als Beobachtungsposten. — Der Wohnungsnachbar in Wien. — Das Berliner „verichlossene Haus“ und die „offene Tür“ in Wien. — Das Sperrgeld. — „Aufgang nur für Herrschaften“ und die gemeinsame Treppe in Wien. — Nachteile der Zweitreppeneinrichtung. — Hausflur und Treppenhaus. — Einige Vorteile der Wiener Hauseinrichtungen. — Die Anlage der Wohnungen. — Ursachen des Berliner Wohnungskomforts. — Primitivität der Wiener Wohnungen. — Das Badezimmer. — Wohnungsluxus in Berlin. — Teuerung und Beschränktheit der Wiener Wohnungen. — Wohnungsmiete als Maßstab der Lebenshaltung in Berlin. — Mißverhältnis des äußeren Aufwandes zur Wohnung in Wien. — Inneneinteilung der Wiener und Berliner Wohnungen. — Keine abgegrenzte Gebrauchsbestimmung der Zimmer in Wien. — Das Mobilier. — Die Küche. — Paradeküche oder Werkstätt. — „Es dreht immer am Herd sich der Spieß.“ — Elegante Wohnungseinrichtungen. — Die Wiener Wohnung bloß ein Winter-

quartier. — Landaufenthalt und Sommerwohnungen in der Wiener Umgebung. — Wiener Familienleben. — Elternhaus und Schule. — Der gesellige Verkehr. — Die Jause. — Der „Jour“. — Bälle, Kränzchen usw. — Im Sommer. — Dienstmädchen.

---

Wie das Straßenleben der beiden Städte von einander verschieden ist, so grundverschieden ist das Leben der Wiener und der Berliner in ihren vier Pfählen. Auch hier sind diese Unterscheidungen bedingt durch die Verschiedenheit der Charakterzüge, der Anlagen und Lebensauffassung der Bewohner. Der Wiener mit seinem größeren Hang zur Geselligkeit, seinem lebhafteren Temperament, seinen südlicheren Allüren gravifiziert, wie bereits oben erwähnt wurde, mehr nach außen, der Berliner mit seiner größeren Reserviertheit, seinem verschlosseneren Wesen, seinem Hang nach Behaglichkeit und Komfort findet im Heim seinen Stütz- und Mittelpunkt. Des Engländers Spruch: „My house is my castle“ gilt auch für den Berliner. Bei Bodenbach verliert dieser Spruch seine praktische Bedeutung. Dem Österreicher und vor allen Dingen dem Wiener ist das Heim mehr ein Provisorium, eine zwar notwendige, aber doch mit allen Anzeichen des Vorübergehenden behaftete Einrichtung. Wenn auch das Außenleben in Berlin, wie im vorigen Kapitel erwähnt wurde, ein

gewaltigeres, ein großzügigeres ist, so ist es dennoch rein geschäftlich, ein Mittel in dem grandiosen Daseinskampf, der das Signum des norddeutschen Volksstammes bildet. Dem Wiener ist das Außenleben Selbstzweck. Die Straße bietet ihm Erheiterung, Genuß, Freude und er findet im Café, im Restaurant, auf der Promenade, in den Gärten der Stadt und in der herrlichen Umgebung erst die rechte Lebensfreude.

Am typischsten trifft diese Charakterverschiedenheit der beiden Großstädter schon in der äußeren Anlage ihrer Wohnstätten, im Bau und in der Einrichtung der Wohnhäuser zutage. In Berlin tritt der englische Hang nach „splendid isolation“ des Heims schon in dem gewaltigen Aufschwung der Cottage-Anlagen, wie ihn dort die letzten Jahrzehnte zutage gefördert haben, deutlich hervor. Die Villenkolonien, die Heimstätten mit ihren Einfamilienhäusern mehren sich dort von Tag zu Tag. Diese Einrichtungen bilden die Sehnsucht eines jeden Berliners. Sich losgelöst zu sehen von dem, wenn auch noch so geringen, Zwang und von der immerhin vorhandenen Geniertheit des gemeinsamen Wohnhauses, ist der Traum des Wohlhabenden wie des Kleinbürgers. Die Kleinbürger vor allem, träumen von der Zeit, wo es ihnen ihre Rente gestatten wird, wenn auch noch so weit vom Zentrum, ihre Wohnung in einem vom

Nachbar durch Garten oder Straßenland getrennten, eigenen Grundstück aufschlagen zu können. Solange dem Berliner solch ein Wunsch nicht in Erfüllung geht, wird sein Streben nach größter Abgeschlossenheit der Wohnung von der Außenwelt auch schon durch den Bau der Wohnhäuser unterstützt. In Berlin ist die Zweiwohnungen-Etage, selbst in den billigeren Garten- oder Hinterhäusern, die Regel. Links eine Tür und rechts eine Tür auf jeder Etage ist die Norm, und daß keiner der beiden Etagenbewohner erfährt, was in der Wohnung des andern vorgeht, ist die Grundbedingung. Der Berliner kennt den Wohnungsnachbar nicht, er will ihn nicht kennen, denn er will seine persönlichen Beziehungen nicht durch den Zufall bestimmen lassen, sondern nur durch Wahl und Neigung. Man kann in Berlin jahrelang in einem Hause wohnen, ohne seinen Etagenachbar nur von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben.

Wie anders in Wien. Hier herrscht selbst bei den neueren Häusern in teuren Stadtgegenden noch immer der Kasernenstil vor. Die Cottageanlagen, die auch in Wien in verschiedenen Stadtteilen erfunden sind, haben im Verhältnis zu Berlin nur geringen Umfang, sie bieten sehr reichen Leuten bequeme Villen, umfassen aber auch in der Regel mehr als eine Wohnung. Die Zinskaserne alten Stils, das heißt jene Häuser, wo mehrere hundert Parteien

in einem großen Hauskomplex zusammen wohnen, sind zwar im Aussterben begriffen, immerhin ist ihre Zahl eine noch ganz stattliche und das moderne Durchschnittszinshaus ist zwar eine räumliche Verkleinerung der alten Wohnkaserne, es herrscht darin aber immer noch das alte Wohnprinzip vor. Vier Wohnungen auf einer Etage bilden im Wiener Durchschnittshaufe das Minimum; wie oft gibt es aber deren mehrere. Und diese Wohnungen sind nicht diskret voneinander getrennt, sondern durch den sogenannten „Gang“, den geräumigen Etagenflur, miteinander verbunden. Auf diesen Gang, der zu den Treppen führt, gehen in der Regel die Fenster der Küchen hinaus. Dort befindet sich in vielen Häusern die gemeinsame Wasserleitung für die Etage und in den älteren sogar die Klosette. Das Küchenfenster ist der Beobachtungspunkt der Parteien. Man sieht jeden Vorübergehenden, man sieht bei den Nachbarn jeden willkommenen oder unwillkommenen Besuch erscheinen, man beobachtet sich und guckt sich aufmerksam in die Töpfe. Bei der großen Rolle, welche die Küche im Wiener Leben spielt, worauf wir weiter unten des näheren eingehen werden, ist der Beobachtungsposten am Küchenfenster nur dazu angetan, die Nachbarn sehr rasch miteinander zu verknüpfen. Das Herz liegt dem Wiener ja immer auf der Zunge; und erst den Wienerinnen! Ein

Gespräch ist bald angeknüpft; gewöhnlich beginnt es mit Ersuchen um kleine Gefälligkeiten, die der Küchenbetrieb erfordert oder noch häufiger durch gemeinsame Schmerzen und Ärgernisse der Hausfrauen. Sind Kinder vorhanden, wie dies ja die Regel ist, so bilden diese die Avantgarde näherer Beziehungen. Der Gang bildet in der warmen Jahreszeit den Tummelplatz der Kinder, und die Freundschaft der Kleinen führt gar bald die Freundschaft der Erwachsenen nach sich. Aus Wohnungsnachbarschaften haben sich schon oft recht enge freundschaftliche Beziehungen fürs Leben und nicht selten Verrippungen entwickelt, wozu die Seßhaftigkeit der Wiener Mieter besonders viel beiträgt. So ist die Wohnnachbarschaft im Wiener Leben eine gar wichtige Institution, während sie im Leben des Berliners fast gar keine Rolle spielt.

Die Grundverschiedenheit der äußeren Einrichtung des Berliner und des Wiener Hauses drängt sich dem Besucher schon beim Eintritt ins Haustor auf. Das in Berlin so beliebte verschlossene Haus ist in Wien fast unbekannt. Von hochherrschafflichen Palais kann hier, wo der Durchschnitt ins Auge gefaßt wird, nicht die Rede sein. Aber im Wohnhaus und in den besten und teuersten ihrer Art ist die Eingangspforte am Tage geöffnet und der neugierige Portier, der den Eintretenden in Berlin mit allerhand

Fragen beläßigt, ist in Wien, wenn man, wie es ja vorzukommen pflegt, einmal an ihn eine Frage zu richten hat, gar schwer zu finden. Nur des Nachts ist die Wohnung nicht zu erreichen, ohne daß der Hausmeister das fest verschlossene, von außen gewöhnlich gar nicht aufschließbare Haustor geöffnet hat, wobei ihm der übliche Obolus „das Sperrgeld“ in die Hand gedrückt wird, als Dank dafür, daß er den Einlaßbegehrenden fünf bis zehn Minuten der Witterungsunbill ausgesetzt und ihm dann schließlich doch die Möglichkeit gewährt hat, seine für teures Geld gemietete Wohnung betreten zu dürfen. Das ist ein Mißstand, der den Wienern schon viel Kopferbrechen gemacht hat, der aber bei der Festigkeit, mit der hier gute und schlechte Traditionen nun einmal eingewurzelt sind, wohl nie abzuschaffen gehen wird. Für die Beibehaltung werden alle möglichen Vorteile angegeben, die, bei Licht besehen, nur schwache Ausreden sind. Das Sperrgeld stammt aus einer Zeit, wo der gute Bürger nur bei wirklich ernstlichen Anlässen die Sperrstunde überschritt. Es ist eine für die Kleinstadt sehr passende Einrichtung, die zur Großstadt paßt, wie etwa die Verproviantierung eines Reisenden mit Lebensmitteln, wenn er sich zu einer Fahrt mit dem Orientexpresszug anschickt.

Die „offene Tür“, die der Berliner so sehr verabscheut, bildet also tagsüber die Wiener Regel. Es

hat daher jeder Unberufene Zutritt zu den Wohnungen, ein Umstand, den sich Bettler und Hausierer im reichlichsten Maße zunutze machen. Freilich wäre die Kontrolle der Besucher schon dadurch erschwert, daß das Wiener Haus nur einen Ausgang kennt und die undemokratische Berliner Reserve „nur für Herrschaften“ dort ganz wegfällt. Ein und dieselbe Treppe ist für alle Kategorien von Menschen da, und die Gnädige im Theaterstiege muß es sich gefallen lassen, den Kohlenmann mit der schweren Last, den Rauchfangkehrer oder Geschäftsboten zu begegnen, und sie läßt es sich auch gern gefallen, weil der demokratischere Wiener Charakter eben gar nichts dabei findet. Viele Wiener Hausfrauen verabscheuen sogar die Berliner Zweitreppe-Einrichtung, weil sie, wie sie vielleicht nicht mit Unrecht behaupten, durch diese Duplizität der Zugänge und Ausgänge die Kontrolle über die Dienstboten verlieren würden.

Die Wohnung fängt in Berlin schon beim Eintritt in den Hausflur an. Die Behaglichkeit und Intimität findet bereits dort ihren Anfang. Der Flur und die Treppe sind mit Teppichen belegt, durch Draperien und Vorhänge, durch bemalte Glasfenster und nicht selten durch Blattgewächse und plastische Bildwerke geschmückt. Die Treppe ist aus Holz und bietet in ihrer Farbentönung einen gewissen intimen Reiz, der in Wien gänzlich fehlt. Hier bleiben Flur

und Treppe eine Fortsetzung der Straße. Diese dringt also bis zur Wohnungstür vor mit allen ihren Geräuschen und Unbehaglichkeiten. Ein steingepflasteter Flur empfängt uns kalt, die Treppe aus weißem Sandstein geht im weiten Viereck durch ein riesengroßes aus Stein, Mauer und Eisen gebildetes Treppenhaus. Darauf ein fortwährendes Kommen und Gehen, die Schritte dröhnen auf dem harten Material und verhallen in dem weiten, kahlen Raum. Bei schlechtem Wetter sind die Spuren des Straßenschmutzes nicht so schnell wegzubringen, als es wünschenswert erscheint. Aus den Küchenfenstern hört man laute Unterhaltungen, nicht selten Zank, Kindergeschrei und den unvermeidlichen Gesang der Köchinnen, oder — noch ärger — dilettantenhafte Klavierübungen. In all das mischt sich die Symphonie der Gerüche, die durch die geöffneten Küchenfenster strömen und den Inhalt der Kochtöpfe des ganzen Hauses zusammenfassen. So wird Auge, Ohr und Nase nichts weniger als angenehm berührt, und der Eindruck der Behaglichkeit, der Weltabgeschlossenheit und friedlichen Ruhe, den das Berliner Treppenhaus bietet, in sein Gegenteil umgewandelt. Wenn man aber an einem der tropisch heißen Wiener Sommertage das Innere eines solchen Hauses betritt, und von der erfrischenden Kühle, welche die Steinmassen erzeugen, angenehm berührt wird, dann

fängt man an, zu verstehen, warum hier die behaglichen Zutaten eines Berliner Hausflures oder Treppenhauses nicht angebracht erscheinen. Es wird eben alles bedingt durch das Klima; die Menschen sowohl, wie ihre Einrichtungen.

Einiger Vorteile der Wiener Hauseinrichtungen gegenüber den Berliner Einrichtungen sei hier aber doch Erwähnung getan. Da ist die in keinem Hause fehlende Klingel mit Sprachrohr, durch die es ermöglicht wird, mit jeder Wohnung vom Parterre aus in Verbindung zu treten, und die Häufigkeit der Liftanlagen in den besseren Wohnhäusern, die in Berlin selbst in teuren Stadtgegenden noch immer sehr selten sind. Für Bequemlichkeit hat man in Wien entschieden mehr Sinn, als für Behaglichkeit.

Ist schon das Äußere des Wiener Wohnhauses von dem Berliner so grundverschieden, daß man schon von vollständiger Fremdartigkeit sprechen kann, wie sehr trifft dies erst bei der Anlage der Wohnungen selbst zu. Die Berliner Wohnung dürfte in bezug auf Komfort und Zweckmäßigkeit wohl in keinem Lande übertroffen werden; auch nicht von der englischen Wohnung. Hier hat sich wieder bewahrt, daß sich das Bedürfnis seine Organe schafft. Das Bedürfnis des Berliners nach Behaglichkeit und Zweckmäßigkeit wird in seinen Wohnungen auf das glänzendste erfüllt. Freilich kam dabei ein Umstand

besonders zustoßen. Der Berliner kam in jene Lage, für die im alten Erdteil kein Beispiel zu finden ist, sich seine Stadt vom Grund auf neu bauen und dementsprechend auch neu einrichten zu können. Hätte der Berliner mit dem Erbteil der früheren Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte rechnen müssen, wie dies in andern deutschen Städten, besonders aber in Wien der Fall ist, so hätte ihm schließlich sein ausgesprochener praktischer Sinn auch nichts genützt. Des weiteren kam ihm hilfreich zustoßen, daß die Menge der Bauunternehmungen das Baugewerbe zu einer Höhe entwickelten, die in anderen Städten noch lange nicht erreicht ist, und daß die Konkurrenz die Baulieferanten, Bauspekulanten und Unternehmer zwang, immer größere Bequemlichkeiten und Spitzfindigkeiten zu erfinden, um das von ihnen gebaute oder erworbene Haus im Konkurrenzkampf zu behaupten. So ist das Berliner Publikum in bezug auf Wohnungsanlagen verwöhnt worden, wie kein anderes irgend einer Stadt. Die „mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteten“ Wohnungen, womit die Berliner Hauseigentümer die Parteien anlocken, gibt es in Wien nur in wenigen und dementsprechend teuren Exemplaren. Im allgemeinen ist die Wiener Wohnung des Mittelstandes geradezu primitiv zu nennen; sie geht selten über das Maß des Notwendigen, oft kaum über das des Aller-

notwendigsten hinaus. Haben wir oben von Häusern gesprochen, wo das Klosett nicht einmal einen Bestandteil der Wohnung bildet, sondern oft mehreren Parteien gemeinsam ist und sich am „Gang“ befindet, so trifft das wohl für neuere Häuser nicht mehr zu, aber immerhin für die Unmasse der älteren Bauten, die in Wien nicht so schnell verschwinden, als in Berlin, wo oft Häuser der Spitzhacke zum Opfer fallen, die kaum noch ein halbes Jahrzehnt am Platze standen. Es gibt aber neuere Häuser, die keineswegs in ärmlichen Stadtteilen stehen, die nicht einmal Gas in den Wohnungen eingeleitet haben. Das Badezimmer ist in Wien immer noch ein Luxus, der bei der Miete ganz besonders in Anrechnung gebracht wird. „Bodzimmer?“ fragte mich einmal mit verdutzter Miene ein Hausmeister, als ich bei Besichtigung einer Wohnung nach dieser Einrichtung fragte, „Bodzimmer? — na! In unserm Haus in der Stadt hamma an g'habt; dö san aber nie benützt worn — und da hamma do erscht net eing'richt!“ Dieser Ausspruch ist keine Fabel; er hat sich wirklich ereignet, und zwar in einem neuen Hause, das seinem Äußern und seinen Preisen nach schon zu den besseren gezählt werden muß. Wenn solche Anschauungen Notwendigkeiten gegenüber vorwalten, so kann man sich denken, welches Bewenden es erst mit jenem Luxus hat, der die Berliner

Wohnung so anziehend gestaltet. Die Erker und Balkons, die Mädchen- und Speisekammern, die gemalten Decken, die Stukkatur, die Tapeten, die kleinen Scherze wie Warmwasserleitung, eingemauerte Geldspinde, Telephon nach der Waschküche usw.“, die man in Berlin doch so häufig antrifft, sie mögen in Wien in Gesandten-Palästen oder auch in einigen der Millionärswohnungen vorkommen, in den Durchschnittswohnungen, von denen ich hier spreche, sind sie nicht zu finden; ist doch in Wien sogar die Tapete schon ein Luxus und die meisten Wohnungen bloß übertüncht und mit einer Patrone übermalt, so daß man innerhalb der nackten Wände wohnt. Die Decken sind da meist mit geschmacklosen patronierten Ornamenten verziert, die Öfen sind unansehnliche Kachelkonstruktionen, die dem Zimmer nicht den Schmuck und nicht die andauernde Wärme verleihen, wie die Berliner Monumentalöfen. Zentralheizung soll in den Millionärswohnungen vorkommen, ein gewöhnlicher Sterblicher vermag sich solcher raffinierter Einrichtungen in Wien nicht zu erfreuen. Kurz, die Wiener Wohnung steht meilenweit hinter den Berliner Wohnungen zurück. — Trotzdem wohnt man in Wien nicht billig. Man zahlt hier ungefähr das in Gulden, was man in Berlin in Mark bezahlt oder, mit anderen Worten, man muß sich in Wien mit der Hälfte der Räume begnügen. Deshalb gibt

es auch in Wien mehr kleinere Wohnungen als in Berlin. Ist es dort schon schwer in besseren Häusern eine nach der Straße gelegene Dreizimmerwohnung zu finden, so gibt es in Wien auch sehr viel Zweizimmerwohnungen, die ihrer Anlage und ihrem Preise nach für bessere Mieter bestimmt sind. Im allgemeinen schränkt man sich in dieser Beziehung in Wien sehr ein. In Berlin ist die Wohnung der Maßstab des gesamten übrigen Lebens. So wie man wohnt, so kleidet man sich; im Verhältnis zum Mietpreise stehen die gesellschaftlichen Verpflichtungen, die Vergnügungen, die Badereise usw. In Wien kann man diesen Maßstab nicht anlegen. Man spart in erster Linie an der Wohnung. Die Repräsentation nach außen, vor allen Dingen die Kleidung, erfordern mehr Augenmerk. Leute, die in feiner Toilette auftreten, die viel Theater, Bälle, Konzerte besuchen, die im Sommer in fashionablen Kurorten zu sehen sind, wohnen oft recht bescheiden. Dies ist wieder ein Beweis, daß der Wiener mehr nach außen gravitiert. Deshalb kommen bei ihm die Budgets des Außenlebens mehr in Betracht.

Der Anlage der Wohnhäuser und der Wohnungen entspricht das Mobiliar der Wiener Wohnung. Nochmals sei hier gesagt: Ich spreche hier nicht von den Wenigen, sondern von den Vielen, auch nicht von den Armen und Elenden, sondern vom bürger-

lichen Mittelstand, der in Berlin noch sehr viel auf elegante und stilvolle Möbel, auf eine komfortable und repräsentative Wohnung hält. In Wien ist davon keine Rede. Der Mittelstand will nur wohnen, das heißt, essen und schlafen; um Repräsentation kümmert er sich nicht, und Stil oder Komfort machen ihm wenig Sorge. Die strenge Abgrenzung der Zweckbestimmungen der einzelnen Zimmer fällt weg. Das Speisezimmer ist nicht ausschließlich Speisezimmer, das Schlafzimmer nicht ausschließlich Schlafzimmer, die Gute Stube ist in jenen Kreisen überhaupt unbekannt und kommt erst in höheren Schichten vor, wo ein umfangreicher gesellschaftlicher Verkehr einen „Salon“, wie man hier sagt, nötig macht. In den meisten Fällen ist das Speisezimmer das Paradezimmer, in dem die Besuche empfangen werden. Das Schlafzimmer wird zum Wohnzimmer, und nicht selten werden darin auch die Mahlzeiten der Familie eingenommen, weil eben das eigentliche Speisezimmer zum Repräsentationsraum avanciert. Oft steht im Schlafzimmer der Schreibtisch oder Bücherschrank, wieder ist es durchaus nichts Seltenes, daß im Speisezimmer ein Bett oder zum mindesten ein Schlafsofa Aufstellung findet, wie es auch nichts Seltenes ist, daß das Schlafzimmer Paradezimmer ist und bei Anwesenheit von Besuchern als solches benützt wird. Die natürlichere Lebensauffassung des Wieners,

dem jede Prüderie ferne liegt, hat das Schlafzimmer eben nicht zu jenem intimen Raum gemacht, der den Augen Fremder unter allen Umständen entzogen werden muß. Man öffnet sogar in geräumigeren Wohnungen, wo es durchaus nicht an Platz fehlt, die Türen zum Schlafzimmer und läßt die für solche Fälle vorgesehene Paradegarnitur der Betten bewundern. Die Vermengung der Gebrauchsbestimmungen in den Wiener Wohnungen läßt auch eine strenge Stilisierung des Mobiliars nicht aufkommen. Man läßt in Berlin nur zu oft und sehr zum Schaden der Gemütlichkeit den Möbelhändler und den Tapezierer die Wohnung einrichten. Der Wiener richtet sich nach Erfordernis ein. Der Einheitsstyp, wie es einen für Berliner Wohnungseinrichtungen gibt, besteht hier nicht. In Berlin sind gewisse Möbelstücke zur Vollständigkeit unentbehrlich: so Vertiko und Trumeau, Büfett und Paneelsofa, der Diplomatenschreibtisch, die Ballustrade am Erker usw. (Ich weiß wohl, was bei Keller & Reiner, Wertheim, Ball usw. an stilvollen Inneneinrichtungen geboten wird, doch ich spreche von den Durchschnittswohnungen und Durchschnittsmenschen. Die Käufer obiger Firmen gehören zur reichen Minderheit.) Dazu ist der Wiener Geschmack zu individuell. Die Einrichtungen gleichen in Wien einander nicht so sehr wie in Berlin und das Alter einer Ehe ist nicht sofort an den Mobiliarneuheiten eines be-

stimmten Jahrganges zu erkennen, wie dies in Berlin sehr häufig möglich ist. Die Einrichtungen sind hier mehr erlebt als erworben, mehr dem Bedürfnis entsprechend, oft ererbt und pietätvoll in Ehren gehalten.

Der wichtigste Raum der Wiener Wohnung ist die Küche, Wie grundverschieden ist diese von dem pußigen „Wirtschaftsalon“ der Berlinerin, der mehr der Parade gewidmet ist, als seinem eigentlichen Zweck, dessen Erfüllung nur eine vorübergehende und unangenehme Störung verursacht. Die Berliner Küche mit ihren Paneelen, dem blankgepußten Zinn und den Messinglächelchen, den mehr zur Zierde als zur Benutzung dienenden Töpfen und Flaschen aus Majolika, den koketten Servierbrethern mit dem Quirlenssemble, den blauen oder rosa Schleifchen um jeden Gegenstand, den Spitzen im Schrank, dem weißen Papier in den Sächern, den Vorhängen und Paradedüchern, sie ist mehr Salon; die Wiener Küche ist Werkstoff, die nur dem Zwecke dient und nicht der Parade. Wohl hält die Wienerin in ihrer Küche auch auf Sauberkeit, aber sie verschmäht dabei jeden Firlefanz. Dazu ist ihr die Sache zu ernst, die dort erfüllt wird, denn das Essen ist nun einmal der Angelpunkt des Wiener Lebens, der Stützpunkt des Familienglücks, das neutrale Gebiet, auf dem sich alle Elemente der Familie mit ihren Interessen gleich-

mäßig begegnen. Die Gegenstände müssen stets gebrauchsfähig sein und sie sind auch immer in Gebrauch. Da geht es nicht an, sie mit Schleifchen zu zieren oder sie in Reih und Glied aufs Paneel zu stellen. Der Stolz der Wienerin liegt auf ganz anderem Gebiete. Es bildet ihn der Speiseschrank, vollgefüllt mit den Früchten und Gemüsen des Sommers, die in großen Gläsern eingemacht sind, als handelte es sich darum, eine Nordpolexpedition mitzumachen, als ob die moderne Konservenindustrie noch gar nicht vorhanden wäre.

Wenn Schiller von den Wienern sagte, daß „immer am Herd sich der Spieß dreht“, so hat er die Wiener Küche richtig charakterisiert. Jene feierliche Nachmittagsstimmung, wenn in der Berliner Küche des Krieges Stürme schweigen, gibts in der Wiener Küche nicht. Dort gibt es immer etwas zu kochen, zu bereiten, vorzuarbeiten. Niemals ist Ruhe und niemals verlischt am Kochherd der Wienerin das Feuer ganz. Die Küche ist das Zentrum des Hauses. Sie absorbiert kein geringes Teil des Geisteslebens der Familie, vom Familienvorstand bis hinab zum Baby. In Berlin wird gekocht, damit der Magen befriedigt wird, in Wien müssen dabei auch Herz und Verstand auf ihre Rechnung kommen, und daß die richtige Stimmung nicht verloren geht, dafür muß in der Küche gesorgt werden. Stets muß sie

auf der Höhe der Saison stehen, stets muß sie neues bieten, täglich muß sie sich übertreffen und nach außen muß sie den Rang und den Wohlstand der Familie verkünden. Die Gerüche, die von ihr ausgehen, sind die Legitimationen für den Kredit der Familie.

Welch feierliche Stimmungen die Wiener Küche oft sieht, hat einer der beiden Schönthan einmal in einem Feuilleton verkündet, als er in einer Erinnerung an die Jugendzeit die Konstruktion eines Strudels schilderte. Die ganze Familie ist schon tagsvorher in Aufregung, und diese Aufregung wächst in den Stunden, wo das Große bereitet wird. Jedes Familienmitglied erhält ein Amt. Die Jungens werden vom Vokabellernen abkommandiert zum Mandellstoßen, die Töchter haben die Füllung zu mischen, die Mägde die Röhre zu heizen, die Form auszusmieren, die Hausfrau selbst bereitet den Teig, bis dann der Moment des „Ausziehens“ kommt, jener kritische Moment, wo das Ganze mißlingen kann, indem sich der Teig „nicht ziehen läßt“ und — reißt. Bange lauschen die Familienmitglieder, bis der erlösende Ruf oder ein Schrei des Entsetzens ertönt. Mißlingt der Strudel, so bleibt das unvergeßlich in der Familiengeschichte. Man spricht noch lange davon. Ich übertreibe nicht! Da sehe ich z. B. noch immer das

blasse, verhärmte Gesicht einer jungen Frau vor mir, die ich vor kurzem an einem schönen Frühlingssonntag am Arme ihres Gatten im Stadtpark sah. Das Paar traf Bekannte. Nach kurzer Begrüßung ergriff die abgehärmte Blasse das Wort: „Wissen Sie schon?“ — Aus Mitleid mit der so schwer geprüft Dareinsehenden blieb ich stehen, um zu erlauschen, was ihr passiert sei. — „Mein Strudel ist mir heut' sitzen geblieben!“ Tableau auf der andern Seite und verständnisinniges Händezusammenschlagen. Ich weiß nicht, ob man direkt kondolierte, aber es hätte nach den Gesichtern zu urteilen wohl möglich sein können. Als ich nach einer Viertelstunde wieder an die selbe Stelle kam, standen die Leutchen noch da und ich hörte, daß sie noch immer von dem Trauerfall in der Küche der jungen Frau sprachen.

Ich habe der Wiener Küche einen großen Raum in dieser Schilderung eingeräumt, aber keinen über Gebühr großen. Noch viel ließe sich über des Wieners Verhältnis zum Essen und Trinken sagen, doch dies gehört nicht hieher. Ich wollte nur schildern, daß die Küche das Zentrum der Wohnung ist, und daß alle Beschränkungen der Wiener Wohnung auf die Küche keine Anwendung finden.

Ich hätte nun noch über die Einrichtungen der wohlhabenderen Klassen Wiens ein paar Worte zu sagen, denn in dieser Beziehung kann man Wien

wieder gegen Berlin ausspielen. — Die Wohnungen der Reichen sind stilvoller und künstlerischer eingerichtet als bei den reichen Berlinern. Proßigkeit ist nicht die schwache Seite des Wieners. Er liebt es, hat er das Geld dazu, geschmackvoll zu sein, und wenn er auch keine Ahnung davon haben mag, wie man dieses Kunststück zuwege bringt, so hat er doch eine feine Witterung, es ändern abzugucken, und das Talent, Feinsinn und Geschmack wenigstens zu markieren. Die Schablone ist in den eleganteren Wohnungen erst recht nicht zu finden. Das Durcheinander des Sammlers und Liebhabers gibt da die Richtung an. Kein Stück darf zum ändern passen, und jedes soll etwas Individuelles verkörpern. Kunst soll es sein und Wert soll es haben. Die Behaglichkeit wird durch großen Aufwand an Teppichen erzielt, durch komfortable Sitzmöbel und schöne Beleuchtungseffekte. Solche Wohnungen müssen noch mehr den Stempel des Erlebten an sich tragen, denn es gilt mit Recht nicht als geschmackvoll, sich eine Wohnung „einzu-richten“. Das trifft in Berlin in den seltensten Fällen zu. Zum Erleben hatte man dort noch keine Zeit. Wer durch eine reiche Wohnung glänzen will, muß sie einkaufen, erstehen, zusammenstellen. Es geht da im kleinen, wie bei der Anlage der Stadt im großen. Diese reichen Wohnungen sind aber in Wien noch verschwindende Ausnahmen, während sie in

Berlin sehr häufig sind. Kein Wunder, man kauft eben schneller, als man erlebt.

Die Wiener Wohnung ist, wie erwähnt, ein Provisorium. Bringt der Wiener, der Mann so wie die Frau, einen großen Teil der Zeit außerhalb des Hauses zu, so ist die Wohnung an und für sich nur das Winterquartier. Sobald die ersten Sonnenstrahlen ins Land scheinen, werden Teppiche und Portièren abgenommen, die Polstermöbel verhüllt und eingekampfert und die Jalousien heruntergelassen. Die Ungemütlichkeit zieht ein. Das Klima bringt es so mit sich, daß man die Wohnung kühl halten muß, und daß man etwaigen Anliedlungsmöglichkeiten ungebetener Gäste, die in Wien nur zu aufdringlich sind, rechtzeitig vorbeugt. Im Sommer gibt es in ganz Wien kein gemütliches Zimmer; alles ist umgestürzt. Dann kommt die Zeit der Villegiatur und die Stadtwohnung wird ohnehin für einige Monate verlassen. Die Landflucht ist in Wien größer als in Berlin und auch von längerer Dauer. Die Badereise des Berliners, die längstens vier Wochen dauert, worauf die Stadt wieder in ihre Rechte tritt, ist hier nicht möglich. Von Mai bis Ende September ist Wien eine italienische Stadt, wo man es nur aushalten kann, wenn man aus sehr triftigen Gründen es darin aushalten muß. So rettet sich denn alles, was nur kann, aufs Land in die schattigen Berghänge

des Wiener Waldes, wo die Sommerwohnungen schon sehnsüchtig auf ihre Bewohner warten. Es machen diese Sitte in Wien mehr Leute mit, als in Berlin Leute ins Bad fahren. Die Familienoberhäupter setzen alle Kräfte in Bewegung, um ihren Angehörigen den Landaufenthalt zu ermöglichen, denn wenn man das nicht kann, so muß man darauf verzichten mitzuzählen, darauf verzichten zu den „besseren Kreisen“ zu gehören. Daß man oft verwegene Kunststücke macht, um das Geld für den Sommerliß zu erwerben, sei nur nebenbei bemerkt. Die Leihhäufer könnten etwas davon erzählen, und manche Summe wurde zu Wucherzinsen aufgenommen, damit nur nicht das gesellschaftliche Renomee verloren gehe. Man muß eben aufs Land!

Die Anspruchslosigkeit des Wieners in Bezug auf intime Behaglichkeit bekunden am besten die Landwohnungen der Umgebung. Was da den armen Luft und Schatten Suchenden oft als menschliche Wohnstätte zu teurem Preise geboten wird, was da als Mobiliar bezeichnet wird, das spottet jeder Beschreibung. Und doch sind die Leute zufrieden, nehmen es als selbstverständlich, als ein Fatum hin, und begnügen sich in rührender Bescheidenheit einige Monate lang Höhlenbewohner zu sein, um dann im Kurgarten oder auf den Konzertwiesen der verschiedenen Ortschaften nach der letzten Mode gepußt,

die gesellschaftliche Zugehörigkeit zu bekunden. Die Wohnung ist dann bloß Schlafstelle im ärgsten Sinne des Wortes, und man will gar nicht mehr von ihr. Natürlich gibt es auch elegante und komfortable Landwohnungen, daß diese aber nicht jedermanns Sache sind, geht schon daraus hervor, daß die Preise halbwegs menschlicher Wohnungen für die Zeitdauer einiger Wochen höher sind, als die der städtischen Jahreswohnungen. Wie wenige können sich das leisten. Die Teuerung der Preise wächst mit der größeren Nähe des Sommeraufenthaltes zu Wien. Je bequemer es die erwerbenden Mitglieder der Familie haben, die Stadt zu erreichen und am Abend in die Frische der Umgebung zurückzugelangen, umso teurer muß der Aufenthalt bezahlt werden. Er wird auch bezahlt; denn trotz aller Außenfucht des Wieners ist das Familienleben in Wien gerade so entwickelt, gerade so innig und zärtlich, wie in Berlin. In dieser Beziehung sind Unterschiede kaum hervorzuheben. Höchstens läßt sich in bezug auf Jugenderziehung den Berlinern wieder ein Vorsprung einräumen.

Der Zusammenhang zwischen Elternhaus und Schule ist in Berlin entwickelter als in Wien, wenn sich auch in dieser Beziehung in letzter Zeit auch in Wien eine Wendung zum Bessern bemerkbar macht. Aber noch immer nicht nimmt die Wiener Familie

denselben regen Anteil an den Schulerfolgen oder Mißerfolgen der lernenden Jugend, als die Berliner Familie. Die Erwartung des Schulzeugnisses zu Ostern und Michaeli ist in Berlin eine Zeit bangender Sorge und gespannter Hoffnung; nicht so in Wien. Man nimmt hier die Schule noch nicht für so maßgebend, noch nicht für so entscheidend, und vielleicht ist es ein Zeichen, daß in Wien die Volksbildung noch nicht so vorgeschritten ist wie in Berlin, wenn man den Schulerlebnissen der Kinder kein so großes Gewicht beilegt. Erst in allerletzter Zeit hat sich wenigstens der besitzenden Klassen ein gewisser Ehrgeiz bemächtigt, ihre Kinder zu höherer Bildung zu qualifizieren und ich glaube, daß dieser Ehrgeiz gleichzeitig mit dem Bestreben erwacht ist, auch die Mädchen einer höheren Bildung zuzuführen. In den einfacheren Volksschichten wird die Schule noch immer als eine traditionelle Last betrachtet, die dem Vater schon weidlich unangenehm war, und die der Sohn eben durchkosten muß, weil es der Staat so verlangt. Der Berliner der einfachen Kreise weiß aber schon, daß die Schule die Staffel ist, die dem Kinde die Möglichkeit bietet, in eine höhere soziale Schicht aufzurücken.

Der gesellige Verkehr des Wieners, soweit er sich im Hause abspielt, ist — immer vom Gesichtspunkte der Mittelklassen aus gesehen — ein sehr mäßiger und

keineswegs ein förmlicher. Die Abfütterungs-Gesellschaften auf Revanche, die der Berliner Familie je nach Umfang ihrer gesellschaftlichen Verpflichtungen und ihres Etats genau vorgeschrieben sind, und die keineswegs Geselligkeit bezwecken, sondern nur Pflichterledigungen sein sollen, sind in Wien nicht üblich. Die wohlhabenden Familien veranstalten natürlich ihre Dinners und Soupers, die an Eleganz in Berlin gewiß nicht übertroffen werden. Aber die einfacheren Mittelkreise sind schon durch die Beschränktheit ihrer Wohnungen nicht in der Lage „Gesellschaften“ zu geben. In diesen breiten Mittelkreisen „besucht man sich“, das heißt, man kommt zusammen zu heiterem Geplauder und harmloser Unterhaltung, ohne daß direkte förmliche Einladungen vorher ergangen sind, oder daß man genau berechnet, wer „daran“ ist, den Besuch zu machen. Dehnt sich der Besuch über die Stunde aus, wo man gewöhnlich eine Mahlzeit zu sich nimmt, so bereitet man ohne große Umstände ein einfaches Mahl. Nicht selten bringen sich die Freunde auch ihr Abendbrot mit. Man nennt es dann „Picknick“, damit es feiner klingt als es ist. Die in Berlin beliebten „Nachabendbrotbesuche“ fallen in Wien fort, da der Zehnuhrschluß der Haustore dem Nachtverkehr ein frühes Ende bereitet.

Am beliebtesten, namentlich in der Damenwelt, sind die „Jausen“, zu denen Einladungen ergehen.

Die „Jause“ ist eine in Berlin nicht gekannte, in Wien sehr beliebte Mahlzeit, auf die man dort großes Gewicht legt. Eigentlich bildet sie den Nachmittagskaffee. Hat man aber zur Jause Gäste bestellt, dann wird diese erweitert und durch kalten Aufschnitt, Backwerk, Obst, Liköre usw. fefflicher gestaltet. Die Damenjause endigen gar oft mit einem seßhaften Kartenspiel. Nicht selten entwickeln sie sich, wenn sie regelmäßig an bestimmten Tagen gegeben werden, zum „Jour“, den die Wienerin, wenn die Verhältnisse es halbwegs gestatten, den Winter über abhält. In neuerer Zeit ist es modern geworden den landesüblichen Kaffee in den Hintergrund treten zu lassen und nach englischer Sitte Tee zur Jause zu nehmen. Dann wird aus der gemüthlichen „Jause“ der vornehm steife „fiv' o'clock-tea“.

Der Winter bringt die große Anzahl von Bällen und Kränzchen mit sich, der sich fast keine Familie entziehen kann. Jede Körperschaft, jede Interessengemeinschaft, jeder Verein kleinsten oder größten Umfangs gibt seinen Ball oder sein Kränzchen, die sich in allen Schattierungen der Eleganz und Einfachheit abspielen, so daß jede Familie in die Lage kommt, mehrmals in der Saison etwas mitmachen zu müssen. Kleinere Vortragsabende, die beliebten Kegelpartien, die in den Souterrains der großen Cafés abgehalten werden, und eigentlich nur ein

Vorwand zum Tanz sind, häufen sich in großen Massen. Jedenfalls läßt sich auch hier die Tendenz zum Leben nach außen erkennen. Im Hause selbst vollzieht sich der Verkehr mehr in intimer Weise. Nur wenigen ist es vorbehalten, große Veranstaltungen in ihren Wohnungen abzuhalten.

Der Sommer hebt alle gesellschaftlichen Vereinigungen auf. Die Wiener sitzen in der Umgebung oder in Kurorten. Man trifft sich im Freien, man promeniert und macht Partien in die Berge. Die Bergpartien in kleinen oder großen Zirkeln sind im Frühjahr und Sommer bis spät in den Herbst hinein der Lieblingsport für Männlein und Weiblein, für Alt und Jung. Der Lodenanzug mit dem „Steirerhütel“ beherrschen alsdann die Stunden der Geselligkeit.

Man kann vom Wiener Hause nicht sprechen, ohne auch ein Wort über die Hausgeister zu sagen, die in Berlin wie in Wien die Sorge der Hausfrauen bilden. Das Wiener Dienstmädchen ist im Durchschnitt weniger anspruchsvoll als ihre Berliner Kollegin. Zumeist aus den slawischen Provinzen der Monarchie stammend, ist sie noch nicht zu jenem sozialen Bewußtsein gelangt, das das Berliner Dienstmädchen erfreulicherweise bereits besitzt. Die Leibeigenschaft ihrer Vorfahren ist im Wiener Dienstmädchen noch nicht ganz überwunden. Sie ist oft

noch demütig, von unglaublicher Bedürfnislosigkeit und naiver Arbeitsfreude. Wer das als einen Vorteil ansieht, der irrt sich. Da ist das Berliner Dienstmädchen, das den Wert seiner Arbeit bereits erkannt hat und seine Wichtigkeit im Haushalt richtig zu bewerten weiß, das nicht gesonnen ist, sich Unwürdiges bieten zu lassen und seine Ansprüche auf ein menschenwürdiges Dasein geltend macht, doch vorzuziehen. Das demütige Arbeitsfier, wie es aus den slawischen Gegenden in Wien einwandert, wird niemals die zuverlässige Hausgenossin, niemals die treue Mitarbeiterin sein, die das Berliner Dienstmädchen in jenen Häusern ist, wo man es versteht, die Dienenden nicht als minderwertige Geschöpfe zu betrachten, sondern als Arbeiterinnen, die im Hausdienst ihr Fortkommen suchen und die sich darob ihre Menschenwürde nicht um ein Haar brauchen schmälern zu lassen. Das Wiener Dienstmädchen ist nicht seghaft. Die dreitägige Kündigungsfrist, die bei jeder Differenz in Kraft tritt, im günstigsten Falle die von jedem Tag ab zu rechnende 14tägige Kündigungsfrist, lassen ein festes Verhältnis zwischen Magd und Haus gar nicht aufkommen. Der Mädchenwechsel ist in Wien auch keine so schwierige und keine so teure Sache als in Berlin. Der Mietstaler, der den Wechsel in Berlin so verteuert, ist in Wien nicht bekannt und die Vermieterinnen, in Wien Zu-

bringerinnen genannt, begnügen sich mit kleinen Vermittlergebühren von 1—2 Kronen. Eine Mädchennot herrscht in Wien kaum. Nur an guten, selbstständigen Köchinnen herrscht ein gewisser Mangel, denn die Kunst des Kochens ist, wie bereits erwähnt, in Wien sehr geschätzt. Die soziale Stellung der Köchin ist daher eine ganz andere, als die des Mädchens für Alles. Den Luxus eines Mädchenzimmers, den in Berlin jedes Mädchen beansprucht, gibt es in Wien bei der Beschränktheit und Teuerung der Wohnungen nur in den seltensten Fällen. Die Küche oder das dunkle Vorzimmer bilden den Aufenthalt des Mädchens, das im allgemeinen auch bescheidener auftritt, als seine Berliner Kollegin. Sie „zieht“ nicht mit der Droschke zu, wie in Berlin, sondern trägt mit Unterstützung einer Kollegin den schwarzen Handkoffer selbst zu der neuen Stelle. Sie besitzt keine „Kommode“, keine „Nippes“, keine Familienbilder, mit denen sich die Berliner Dienstmagd ihre Kammer gemütlich ausstattet. Oft besitzt sie nicht einmal einen Hut, sondern nur ein buntes Kopftuch, wie es in ihren heimatlichen Gefilden in Böhmen oder Nordungarn üblich ist. Freilich verstadtlicht sie sich gar bald.

In den besseren Häusern, wo größerer Verkehr herrscht, größere Räumlichkeiten vorhanden sind, sind die Mädchen zumeist deutsche und gehören

einer besseren Kategorie an. Besonders das Wiener Stubenmädchen, das sich durch Schick und durch ein in der Regel hübsches Gesicht auszeichnet, ist eher mit der Berliner „Stütze“ zu vergleichen als mit der einfachen Dienerin. Das Stubenmädchen muß repräsentativ sein, formgewandt und fesch, wenn es seine Obliegenheiten richtig erfüllen soll.

Überblicken wir das Wiener Leben im Hause, so sehen wir sofort, wie grundverschieden es von dem häuslichen Leben Berlins ist. Verschieden, wie die Leute, die es bewohnen, verschieden, wie die überkommenen Gepflogenheiten, wie die Lebensanschauungen, die Charaktere der Bewohner beider Weltstädte.



## Die Leute.

Die jugendlichen Berliner, die alten Wiener. — Der Bodensatz der Jahrhunderte. — Der Wiener hat Kultur, der Berliner ist zivilisiert. — Berlin in den Slitterwochen der Kultur-entwicklung. — Verschiedenheit zwischen Menschen und ihren Einrichtungen. — Der Genuß das Normale, die Arbeit Unterbrechung. — „Der Wiener geht nicht unter!“ — Die Lebensfreude eine Schwimmblase, die über Wasser hält. — Nicht Leichtfönn, sondern leichter Sinn. — Der Wiener, ein Häßelkind der Natur. — Dem Berliner mangelt die Genußfähigkeit. — Der Boden, der den Wiener tanzen lehrte, lehrte den Berliner rechnen. — Der Mut, „der Welt die Haxen auszureißén“. — Das Essen. — Hurrahrestaurants in Berlin. — Die Freude des Berliners am äußeren Glanz. — „Panierte Bananen“ im Lande der Stulle. — Die Stulle . . . Selbstbetrug. — Das „Wie“ des Genießens. — Übermorgen wird genossen! — Das Vergnügungsportemonnaie. — Der Berliner bei der Arbeit. — Pflichtgefühl und Ordnungssinn, die Nationaleigenschaften der Neuberliner. — Die Armee nicht die Schule der Nation, diese die Grundlage der Armee. — In Wien wird „auch“ gearbeitet. — Wessen Lebensauffassung ist die glücklichere? — Die Wiener Gemütlichkeit. — Definition der Wiener Gemütlichkeit. — Die Gemütlichkeit ein Kulturgut. Mangel an Gemütlichkeit in Berlin und seine Ursachen. —

Äußere Züge des Berliner Wesens. — Eine Illustration aus dem Kleinleben beider Großstädte. — Gruppeneigenschaften. — Schatten- und Lichtverteilung. — Gemütsprüderie der Berliner. — Die Mär vom „goldenen Wiener Herzen.“ — Homer lößt nur seine Griechen weinen, die Barbaren nicht. — Berliner Wiß und Wiener Humor. — Ein Radiergummi, der Taten verlöschen soll. — Berliner und Wiener Gassenhauer. — Baumblüte in Werder. — Sonntags im Volksprater. — Beim Heurigen in Nußdorf.

---

Will man das Wesen der Berliner und Wiener kennzeichnen, so bedient man sich gewöhnlich einer ziemlich alten und abgeklapperten Signatur: Die Berliner sind arrogant, die Wiener sind gemütlich. Das ist natürlich schneller gesagt als bewiesen und obendrein ist es keine Charakteristik, sondern ein Urteil, und wie wir sehen werden, sogar ein ganz unbegründetes Vorurteil. Was heißt denn arrogant, was heißt gemütlich? Die Gemütlichkeit, so hat ein norddeutscher Satyriker einmal definiert, besteht darin, daß sich einer die Grobheit des andern gefallen läßt. Wenn dies richtig wäre, so könnte man füglich die Arroganz als eine umgekehrte Gemütlichkeit definieren und ihr Kriterium darin erblicken, daß man sich die Grobheit eines andern einfach nicht gefallen läßt. So schnell wird man aber mit der Unterscheidung des Wiener und des Berliner Wesens nicht fertig. Die Verschiedenheit der Er-

scheinungen ist zu kompliziert, als daß man mit ein paar Schlagworten darüber hinwegkäme. Tatsache ist, daß eine Verschiedenheit vorhanden ist, eine Grundverschiedenheit, wie in allen anderen Erscheinungen dieser beiden Städte. Wie sie sich gerade im Charakter und Wesen der Bewohner äußert und wodurch sie begründet ist, das ist doch nicht so leicht, wie es Wißblätter und dem Lokalpatriotismus schmeichelnde Volkslänger glauben machen wollen.

Will man das Wesen der beiden Großstädter verallgemeinern, so könnte man sich vielleicht dahin einigen, daß der Berliner jünger ist, der Wiener älter, beide daher mit den Nachteilen aber auch mit den Vorteilen behaftet sind, die der Altersunterschied nun einmal bei Völkern ebenso wie bei Individuen mit sich bringt. Im ersteren Falle wird eine gewisse Sturmhaftigkeit, Naivetät, Robultheit und Unerfahrenheit ganz anders die Äußerungen von Individuen und Individuengruppen beeinflussen, als im anderen Falle eine mit der Entwicklung erworbene Abgeklärtheit, Raffiniertheit, Delikatesse, ruhige Überlegung und Erfahrung es bewirken werden. In der That ist der Grundzug des Wesens beider Großstadtbewohner nach den hier angedeuteten Merkmalen einzustellen und somit die Verschiedenheit des Alters, als die Grundlage aller Verschiedenheiten, die man zwischen Spree und Donau zu be-

obachten Gelegenheit hat, festzuhalten. Damit gewinnen wir einen kritischen Maßstab, der für keinen der beiden Teile etwas Verletzendes oder gar Schmerzliches haben kann, da Jugend oder Alter außerhalb der Machtsphäre der Individuen und Völker liegen und ihre natürlichen Folgen dementsprechend für keinen der mit diesen nun einmal im Leben vorhandenen Unterschiede behafteten etwas Schmeichelhaftes oder Verwerfliches besitzten können. Die Jugend ist ein Laster, das von Tag zu Tag geringer wird, das Alter eine Tugend, für die keiner etwas kann.

Der Berliner wird dem Wiener diese Tugend nicht streitig machen wollen. Er kann sie ihm nicht streitig machen, denn die Thaten sprechen zu laut. Der Wiener war schon Großstädter, als der Berliner noch ein halbwilder Fischerdörfner war. In Wien blühten schon Kunst und Wissenschaft, Frauenhuld und Minnesang, ein üppiger Hof feierte Feste und glänzende Schaufstellungen, als man in Berlin noch Bären jagte. Das, was nun Jahrhunderte einer hohen und verfeinerten Kultur in den Wiener Charakter hineingelegt haben, läßt sich eben nicht abstreiten. Der Bodensaß der geschichtlichen Erlebnisse, die Ablagerungen geistigen Schaffens, bilden den Charakter eines Volkes und äußern sich deutlich in dessen Betätigungen, Eigenschaften, Sitten und Gewohnheiten,

und selbst der einfachste Mann aus dem Volke, möge ihm sein Milieu zu der inferiorsten Stellung innerhalb der Gesamtheit verdammt haben, ist Mit-erbe dieser Schätze und lebt und denkt und handelt unter ihrem Einflusse. Wir können es ruhig heraus-sagen, im Wiener schafft die ältere Kultur, er hat überhaupt die Kultur, während der Berliner mit seiner frisch gelstrichenen, noch nach Mörtel riechenden Gesittung nur zivilisiert ist.

Das ist natürlich kein Vorwurf nach der einen, kein Grund zur Überhebung nach der anderen Seite, sondern einzig die Feststellung des natürlichen Ver-laufes der Entwicklung. Erst ist man zivilisiert, dann hat man die Kultur, das heißt, erst eignet man sich Gesittung an, dann später, wenn sie erst in Fleisch und Blut übergegangen ist, besitzt man sie. Ein Vorwurf kann das schon deshalb nicht sein, weil die Periode der Zivilisierung, die Flitterwochen der Kulturentwicklung bedeuten und wie alle Flitterzeit voll der Reize und des Begehrenswerten ist. So trifft es zu, daß die alten, kulturdurchtränkten Wiener ihre Zeitgenossen an der Spree um ihre Zivili-sation beneiden. Das, was Berlin so schön, so an-regend, so lebensvoll macht, rührt eben daher, daß ihm der Kulturballast früherer Zeiten völlig mangelt, daß es wie Amerika befreit ist von verfallenen Schlössern und Basalten und dem Drang modernen

Denkens und Schaffens genügend Luft und Ellenbogenraum gewährt, wo in Wien die undurchdringlichen Barrieren der Sitte, Gewohnheit und Tradition den Raum verschlingen, das Licht verdunkeln und somit die Entwicklung hemmen.

Dieser Neid wird sich aber immer nur auf die Einrichtungen beschränken, er wird sich nicht auf das Wesen der Menschen ausdehnen, die diese Einrichtungen schufen. Dazu sind die Gegensätze zu groß, als daß Wiener und Berliner in ihrem persönlichen Wesen gegeneinander Gefallen finden könnten. Auch die große Anzahl der in Berlin lebenden Wiener findet sich nur mit den großartigen Einrichtungen Berlins ab, weniger mit den Berlinern selbst, am allerwenigsten mit ihren Sitten und Gepflogenheiten. Und ist es umgekehrt nicht ebenso der Fall? Sehen die in Wien lebenden Norddeutschen nicht immer mit einer souveränen Verachtung auf dieses angeblich so leichtfinnige, faule, genußlüchtige, unordentliche Volk herab, dessen Eigenheiten sie einfach von ihrem Standpunkt aus verurteilen, ohne sich um deren Berechtigung und Natürlichkeit zu kümmern.

Genußlüchtig! Ja, das ist die hervorstechendste Eigenschaft des Wiener Charakters. Der Wiener lebt gern gut und liebt es, den Becher bis zur Neige zu schlürfen. Der Wiener ist gern und behandelt jede Ekzangelegenheit als eine wichtige Aktion; er trinkt

gern einen guten Tropfen, wenn er auch darin nicht so übermäßig ist wie der Berliner, er liebt die Frauen, den Gesang und die Musik, im Tanz ist er ein Meister, er kleidet sich gern gut, ja mit Vorliebe elegant, er fährt gern im Wagen, er reitet und autelt, er liebt das Theater und sonstige Unterhaltungen. Der Karneval ist ihm eine Reihe festlicher Tage. Er liebt aber auch die Natur und weiß sie zu genießen. Er legt überhaupt in alle seine Vergnügungen ein gewisses Raffinement hinein und läßt es nie zu Exzessen kommen. Der Genuß des Lebens ist ihm das Normale, die Arbeit die Unterbrechung, die unangenehme, ernste Unterbrechung. Nicht aus Faulheit ist er der Arbeit abhold, sondern aus Philosophie. Nach dieser hat der Mensch die Pflicht, das Leben auszukosten und sich zu freuen, und nur ein defekter Mensch vermag die ungetrübte Freude am Dasein nicht zu gewinnen. Freilich gibt es da manchmal arge Differenzen zwischen Wollen und Können, zwischen Einnahme und Ausgabe, zwischen Geldbeutel und Verstand. Aber diese Differenzen schrecken den Wiener nicht. Als alter Lebenskünstler weiß er darüber hinwegzujonglieren. Er fürchtet die Krise nicht, weil er weiß, daß auf Regen Sonnenschein folgt. Er hat keine Furcht vor dem „Dalles“, und die Zuversicht, die er dadurch gewinnt, die kraftvolle Lebensbejahung, die in ihm lodert,

läßt ihn auch in den seltensten Fällen unrettbar niedergehen. Das Sprichwort „Der Wiener geht net unter“ hat seine Begründung. Die Lebensfreude ist eine Schwimmblase, die den Menschen an der Oberfläche hält. Erst wenn diese Schwimmblase geplatzt ist, wenn das Verlangen nach Genuß, die Freude am Licht und Glanz verloren geht, erst dann tritt die ernste Krisis an den Wiener heran. Man nennt das Leichtfönn. Wie profaisch. Nicht Leichtfönn ist es, denn dieses Wort bedeutet im allgemeinen Sprachgebrauch belönnungslose Unverantwortlichkeit, soviel wie frevelhaftes Verachten realer Momente. Leichter Sinn ist es, der den Wiener auszeichnet; das heißt aber etwas ganz anderes. Das heißt, die Hindernisse des Lebens nicht zu schwarz sehen, sie nicht zu ernst nehmen, sie rasch und sicher überblicken und sie mit kraftvoller Energie nehmen. Und warum soll des Wieners Sinn nicht leicht sein? Die Natur hat ihn verwöhnt, hat ihn zum Hätschelkind gemacht, sie erfreut sein Auge wie seine Sinne, sie kargt nicht mit ihren Gaben. Die gebratenen Vögel fliegen ihm zwar nicht in den Mund, aber der Boden seiner Heimat ist reich, die Landschaft ist herrlich, die Frauen sind schön, der ganze Menschenschlag ein prachtvolles Gemisch deutscher, romanischer und slawischer Rasse, oft mit magyarischem Einschlag. All dies verwöhnt, stärkt und macht den Sinn, der oben im Norden

so schwer wiegt, zu einem leichtbeflügelten, die Menschen zu rasch fühlenden und denkenden und demgemäß auch rasch handelnden. Der Wiener Leichtsinn ist eine Gottesgabe, die den Menschen in die Lage setzt, die Wonnen der Natur in vollen Zügen zu genießen. Der Wiener kann stolz sein auf diese Gabe.

Der Berliner hingegen ist nicht leichtsinnig, er ist auch nicht leichten Sinnes, am allerwenigsten genußlüchtig. Bei ihm fehlen alle Vorbedingungen solcher Lebensführung. Was er hat, mußte er schwer erringen. Der karge Boden seiner Heimat gab ihm nichts freiwillig, er mußte alles in harter Arbeit ertragen, und dies bildete seinen Charakter. Schöne, schätzenswerte Eigenschaften hatte er sich dabei erworben, aber andere, vielleicht schönere, mußte er dafür vermissen. Dem Berliner fehlt nicht nur der leichte Sinn, es mangelt ihm auch die Fähigkeit, zu genießen. Der harte Kampf mit der Natur hat bei ihm die Verstandesfähigkeiten zu sehr ausgebildet und die Seelenfähigkeiten verkümmern lassen. Der Boden, der den Wiener fanzen lehrte, lehrte den Berliner rechnen. Und so rechnet, rechnet er tagaus tagein und erwirbt Reichtümer, materielle Reichtümer, die ihn aber seelisch zum Bettler machen. Der Berliner fürchtet die Not, weil er im fahlen Lichte der nordischen Sonne die schrägen Schatten der Hindernisse als deren Vergrößerung betrachtet.

So kommt es, daß er die Not als ein uneinnehmbares und unüberwindliches Hindernis betrachtet. Die Fähigkeit, sich leicht über die Hindernisse des Lebens hinwegzusetzen, die dem Wiener in so hohem Maße eigen ist, fehlt im gänzlich.

Bei der Schwerfälligkeit seiner Seele kommt er auch nicht zum Genuße. Er ist nicht fähig, rein zu genießen, denn zum Genießen gehört jene Unbefangenheit, jenes Morgenvergessen, jener Mut „der Welt die Haxen auszureißen“, den nur leichter Sinn einzugeben vermag. Das Essen ist für den Berliner nur ein Mittel, das Mittel, die Maschine im Gang zu halten, beim Wiener ist es Selbstzweck. Während der Berliner seinen Hunger stillt, will der Wiener beim Essen auch genießen. Der Einwand, daß man in Berlin glanzvoller essen kann, und vor allen Dingen Luxusmenüs zu billigeren Preisen erhält, ist keine Widerlegung obiger Behauptung.

Es ist wahr, man kann nirgends für wenig Geld so luxuriös essen, als in Berlin in den eleganten Hotels und Weinrestaurants inmitten eines prunkvollen Rahmens, aus feinen Schüsseln und mit stilvollem Zubehör, in ein Meer von Licht versenkt. Diese Hurra - Restaurants bilden aber nicht die Norm im Leben des Berliners, sondern nur die Ausnahme, die die Regel befestigt. Das billige Luxusessen Berlins spricht gerade für die Genußunfähigkeit des Berliners.

Er meint, im äußern Glanz liege dieser Genuß, und er findet Freude an dem eleganten Drum und Drauf, wenn es nur nicht zu teuer kommt. Für eine reichgewordene Stadt ist es natürlich nicht schwer, die eleganten und feinen Gewohnheiten alter Weltstädte nachzuahmen, aber indem man sie nachahmt, besitzt man sie noch nicht. Die Berliner Weinrestaurantküche ist nichts weiter als ein aufgepfropftes Reis, das im Charakter des Berliners nicht begründet ist, wie etwa die Küche der feinen Boulevardsrestaurants im Charakter des Parisers. Der Berliner iszt bei Kempinski „panierte Bananen“, nicht weil er sie liebt, sondern weil sie 30 Pfennige kosten, weil es nach etwas ausieht und andern imponiert. Im Grunde seines Herzens ist ihm die Luxusküche ziemlich gleichgültig, und die schwach mit Butter bestrichene, durch dünnen Wurstbelag gewürzte, landesübliche Stulle ist ihm lieber. Mit der panierten Banane betrügt der Berliner die andern, mit der Stulle aber sich selbst. Der Wiener iszt, um seiner selbst willen und deshalb hat er auch eine eigene Küche, die auf seinem Grund und Boden aufgewachsen ist, die aus seinem eigenen, so entwickelten Geschmack hervorgegangen ist. Die Genußunfähigkeit des Berliners zeigt sich aber nicht nur im Essen, sondern in allem andern auch. Schließlich macht er doch dasselbe was der Wiener macht. Er tanzt und hört Musik,

er geht sogar viel mehr ins Theater, er wallfahrt in die Natur hinaus, er trinkt in viel größeren Quantitäten und die feinsten Marken, ja nirgends in der Welt wird soviel Champagner verfilgt als in Berlin, aber nur auf das „Wie“ des Genießens kommt es an, nicht auf die Quantität. Der Berliner betreibt all dies sozusagen im Nebenamt. Der Genuß ist ihm nicht das Normale, sondern höchstens eine die Arbeitsfähigkeit fördernde Unterbrechung. Umgekehrt beim Wiener also. Dann genießt der Berliner auch mit Berechnung und unter Vorherbestimmung von Tag und Stunde. „Übermorgen wird genossen!“ Er singt nicht aus der Laune des Augenblicks heraus: „Heut' muß i an Schampus ha'm oder i hau' alles z'samm'!“, sondern ordnet und berechnet kühl: „Am ersten und dritten Dienstag eines jeden Monats wird geliebt, jeden Mittwoch wird ins Theater gegangen, jeden Sonnabend wird gekneipt, das macht zusammen 45 Mark, die stecke ich extra ins Vergnügungsportemonnaie“.

Will man nun die hellere Seite des Berliner Lebens sehen, so muß man den Berliner bei seiner Arbeit aufsuchen. Dort ist er der Matador, dort kann er das Weltchampionat bestreiten, denn nirgends wird so viel und so intensiv gearbeitet, wie in Berlin. Ganz Berlin ist eine laufende Arbeitsstube, als ob von dort aus die ganze Welt mit Produkten versorgt

werden mußte. Der Berliner bei der Arbeit ist einzig. Er ist ganz Zweck, ganz Hingebung für sein Pensum, ganz die Materie beseelender Denkapparat, ganz Nerv, ganz Muskel, ganz Hirn. Er schafft und schafft und erweitert sich und seinen Besitz und den Besitz der Nation. Das Schaffen ist seine Freude, die Quintessenz seines Lebens, sein Daseinswert. Der Boden, der den Wiener zum Genußmenschen machte, machte ihn zum Arbeiter. Von Generationen überkommene Kraft rasselt in ihm und läßt ihn nie erlahmen. Der Arbeitsinn hat in ihm zwei Eigenschaften ausgebildet, die man getroffen als die Nationaleigenschaft des Neuberliners bezeichnen kann: Pflichtgefühl und Ordnungssinn. Diese Eigenschaften sind die praktischen Förderungsmittel seiner Arbeit. Das Pflichtgefühl und der Ordnungssinn machen die Arbeit leichter, ertragreicher und anziehender. So stammen auch diese Eigenschaften aus dem Boden. Man hat zu Unrecht gesagt, der Norddeutsche habe diese guten Eigenschaften aus der Schule der Armee, die er durchgemacht hat. Umgekehrt ist es der Fall; er hat sie aus seiner Arbeit und in die Armee wurden sie erst durch den Arbeiter hineingetragen. Die Disziplin und das Pflichtbewußtsein des Berliners tritt mit dem Rekruten in die Kaserne hinein und nicht erst mit dem Reservemann ins Leben hinaus. Die Notwendigkeiten des Lebens haben Disziplin und Pflicht-

bewußtsein geschaffen und wenn einmal im internationalen Völkerverbände eine internationale Arbeitseinteilung treten wird, so wird dem Berliner die Aufgabe zufallen, die Welt zu organisieren. Aber nicht die Kaserne, sondern der Boden der Mark wird ihn dazu prädestiniert haben.

Hier kann nun ein Vergleich mit dem Wiener nicht zugunsten des letzteren ausfallen. Ebensowenig wie der Berliner zu genießen versteht, versteht der Wiener zu arbeiten. Freilich, man arbeitet „auch“ in Wien, aber diese Arbeit verhält sich in Quantität und Qualität zur Arbeit des Berliners, wie ein Wiener Sonntagessen zum „guten, kräftigen Mittagstisch“, fünf Gänge für 75 Pfennige. Ganz dasselbe, was dem Berliner der Genuß ist, ist dem Wiener die Arbeit. Er betreibt sie nur im „Nebenamt“, sie ist ihm nicht das Normale, sondern nur eine das Genießen ermöglichende Unterbrechung. Ihm fehlt die Ausdauer zur Arbeit, die unbezwingbare Lust dazu, wohl auch die physische Kraft, die Möglichkeit der Hingebung seiner ganzen Persönlichkeit. In dieser Beziehung wird er vom Klima beeinflusst, das entnervender ist als das Berliner Klima, und vom Boden, der ihn nicht zu harten Kämpfen zwang, sondern ihm das Leben leicht machte. Man mißverstehe mich nicht! Ich will die Fabel von der Faulheit des Wieners nicht befestigen; davon kann keine Rede sein. Im

Durchschnitt ist der Wiener nicht faul, er ist sogar sehr agil, aber im Hinblick auf die Arbeitsintensität des Berliners ist seine Arbeitsleistung nur ein blasser Abklatsch. Auch in Wien wird gearbeitet, auch in Österreich lebt ein großes Volk von dem Ertrag seiner Hände; es arbeitet aber gemächlicher, ruhiger und ohne Hintansetzung des eigenen Ichs.

Wer hat nun Recht? — Die Frage ist leicht zu beantworten. Es gibt bei diesem Unterschied kein Recht oder Unrecht, wie es kein Böse oder Gut dabei gibt. Der Wiener und der Berliner sind so, wie Milieu und Überlieferung sie gebildet und veranlagt haben, demgemäß haben sie beide Recht, ist das Verhalten beider gut. Anders wäre die Frage: Wer ist durch seine Veranlagung glücklicher? Hier glaube ich, muß man sich eher auf die Seite des Wieners stellen, der das Leben leichter auffaßt, dem es mehr Genüsse und mehr Befriedigung bietet. Ja, der Wiener ist der Glücklichere!

Worin besteht nun die Wiener Gemütlichkeit? Ist sie wirklich nur ein Freibrief zur Grobheit, wirklich nur ein Stück Schlendrian, der Schlendrian des persönlichen Verkehrs? Keineswegs. Die Wiener Gemütlichkeit ist ein hohes und altes Kulturgut, das nur durch die Bezeichnung schlecht klassifiziert wird, da es mit dem Gemüt eigentlich nichts zu tun hat. Sie besteht in der Kompromißfähigkeit des Charakters,

in der Anpassungsfähigkeit an das Mannigfaltigste, an das Heterogenste und in der Fähigkeit der gegenseitigen Ergänzung der Individuen, wie der Individuengruppen. Wenn zwei Steine zusammenstoßen, wird der eine den andern körperlich verdrängen, wenn Menschen aufeinanderstoßen, werden sie sich so gut es geht einander anpassen. Nur im Stadium der Wildheit suchen sie sich gegenseitig zu vernichten. Der Staat mit seinem millionenfach verwickelten Leben beruht aber auf der Anpassungsfähigkeit der unendlich differenzierten Individuen und Gruppen. Bei zunehmender Kultur schreitet die Differenzierung immer weiter vor, sie wird so groß, daß die Anpassungsfähigkeit mit ihr schwer Schritt hält. Je älter das Volk nun ist, je kulturgewöhnter es ist, umso rascher entwickelt sich bei ihm die Anpassungsfähigkeit, um so mehr tritt sie mit der Differenzierung der Individuen in Einklang. — Das ist die Wiener Gemütlichkeit. Sie ist die Fähigkeit, das starre Recht der Person von Fall zu Fall modifizieren zu können, zum Zwecke einer höheren Harmonie des Ganzen. Die Gemütlichkeit gleicht einem elastischen Puffer, der beim Zusammenprall der Interessen den Stoß abschwächt und ihm seine erschütternde Wirkung raubt. Eine solche Fähigkeit erwirbt sich nur durch jahrhundertelange Seilarbeit an den Individuen, und wie falsch sind jene berichtet,

die, wie es so viele Nörgler selbst unter den Wienern tun, diese Gemütlichkeit als einen Ausfluß von Dummheit, des sogenannten „Wiener Trottelums“ betrachten, sie als einen Defekt hinstellen, wo sie ein Vorzug ist. Freilich, wer sich unter Wiener Gemütlichkeit nichts anderes vorstellen kann, als delirienartige Heiterkeit, Sing-Sang und Alkoholverfälschung, der wendet die Bezeichnung falsch an, der hat das Wesen der wahren Gemütlichkeit nicht erkannt.

Um sie richtig zu erkennen, muß man ein großes, tüchtiges Volk, dem die Gemütlichkeit fehlt, in seinem Wirken und Leben betrachten, und dazu bietet einem das Berliner Leben reiche Ausbeute. Im Berliner Leben gibt es die Anpassungsfähigkeit des Wienertums noch nicht. Der Berliner ist viel zu seelenkarg, viel zu ordnungsliebend, um nur um Haaresbreite von der einmal festgelegten Norm im Verkehr der Einzelnen und der Gruppen untereinander abzuweichen. Er differenziert nicht, er schabloniert nach seinem Ordnungsschema und bildet sich aus den millionenfach differenzierten Individuen ein ideales Normalindividuum, das aber in Wirklichkeit nicht vorhanden ist. Dieser Vorgang muß zu Konflikten führen, zu täglichen Konflikten des Kleinlebens und des Lebens im großen, und das läßt jene Stoßabschwächung und Verhütung der Er-

schütterung vermissen. Das bewirkt nun statt einer stillschweigenden Harmonie einen fortwährenden klirrenden Kampf, ein Stetes auf dem Quivive stehen, einen ständigen Kriegszustand der Gesellschaft. Das führt auch zu einer erhöhten gegenseitigen Erbitterung der Personen, Stände, Klassen und Parteien, wie sie in Wien niemals möglich wäre; zu einem Zustand, der keine Waffenpausen, nicht jene neutralen Momente kennt, wo man endlich einmal aufhört Kämpfer zu sein und nur Mensch ist.

Dieser Mangel an Gemütlichkeit in dem oben definierten Sinn beherrscht das gesamte Berliner Leben, beherrscht dort die menschlichen Beziehungen nach jeder Richtung hin. Die Abgeschlossenheit der Wohnungen, das Streben nach eigenem, alleinstehendem Heim, die Scheu vor der Nachbarschaft, die wir im vorigen Kapitel erwähnt haben, sind Zeichen dieser Ungemütlichkeit, wie die umgekehrten Symptome in Wien Zeichen der Gemütlichkeit sind. In den persönlichen Beziehungen äußert sie sich als Mißgunst, die dem Wiener völlig fern liegt. Schadenfreude, Neid, kleinliche Rücksichtslosigkeit, Bestehen auf seinem Schein, Hervorkehren seiner Ansprüche, dort wo sie einem nicht einmal zum Vorteil gereichen, auch wenn sie einem andern Nutzen bringen können, Denunziationseifer und Prozeßgier, Mangel an Mitleid für Gescheiterte, Verfolgte oder Verurteilte,

völliger Mangel der Fähigkeit, sich in die Lage eines anderen hineinzuversetzen, Mangel an Entgegenkommen, der feste Wille, nicht ohne Grund etwas zu tun, „was einem andern nützlich ist“, es etwa bloß der Nützlichkeit wegen zu tun, das sind die Züge des Berliner Zusammenlebens der Individuen. Im Zusammenleben der Gruppen, der Parteien und der Klassen treffen wir diese Züge in vergrößertem Maße und mit dem Deckmantel des Gruppeninteresses versehen, das solche Härten angeblich erfordert.

In dem Kleinleben der beiden Großstädte kann man solche Züge alltäglich beobachten, die das Gesagte illustrieren. Wenn jemand in Wien einen Straßenbahnwagen besteigt und zurückgewiesen wird, weil der Wagen besetzt ist, werden sich die Leute zusammenrücken, Kinder aufstehen lassen, nur um dem Fremden die Unbequemlichkeit des Zurückbleibens zu ersparen. In Berlin setzte ich mich einmal in einem Straßenbahnwagen auf einen Platz, der anscheinend noch frei war. Ich irrte mich, denn der Raum ergab sich nur, weil zwei kleine Mädchen von 3 und 7 Jahren ihn nicht ganz auszufüllen vermochten. Die zulässige Personenzahl war aber bereits vorhanden. Obwohl nun die beiden kleinen Kinder trotz meiner ganz bequem darsaßen, machte mich die gegenüberitzende Mutter aufmerksam, daß der von mir eingenommene Platz besetzt sei. Ich

stand auf, und die Kleinen machten sich dann breit, indem sie auseinanderrückten und ihre Kleider über die Sitze recht weit auseinanderfalteten. Ich mußte einen Stehplatz einnehmen. Wie anders in Wien. — Solcher Kleinstudien könnte ich zu Hunderten anführen, es erübrigt sich dies, da ja jeder, der sich dafür interessiert, in beiden Städten tagtäglich solche Beobachtungen machen kann.

Im Gruppenleben äußert sich daselbe. Die Heftigkeit, die Erbitterung und Unüberbrückbarkeit der Klassen-, Standes- und Rassengegensätze, wie sie in Berlin in die Augen fällt, ist in Wien gar nie denkbar. Die größten politischen Antipoden sind hier fähig, sich auf neutralem Boden zu begegnen, oder gar sich zu gemeinsamen Aktionen zu vereinigen. In dem Kampfe um „die freie Schule“ haben sich kürzlich bürgerliche Politiker und Sozialdemokraten, Juden und Antisemiten, Alldeutsche und Slawen zusammengefunden. Hier passiert es, daß der Leiter dieser großen antiklerikalen Bewegung ein Adeliger und obendrein ein hochstehender Richter am Oberverwaltungsgerichtshof sein kann. Hier passiert es, daß der Leiter des Justizministeriums einem verstorbenen Sozialisten einen warmen, in glühender Verehrung verfaßten Nachruf in einer Tageszeitung widmet. Dabei wuß man hervorheben, daß der Leiter des Justizministeriums überhaupt für eine

Zeitung schreibt, und daß der dahingegangene Sozialist ein k. und k. Hofrat war. In Wien konnten am 29. November 1905 300.000 Sozialdemokraten 7 Stunden lang über den Ring marschieren, um für das allgemeine Wahlrecht zu demonstrieren, während man die ganze Zeit auf dem ganzen Wege nicht eine einzige Schußmannsuniform sah, wohingegen man in Berlin am 21. Januar 1906, ohne daß die Absicht, sondern nur die Möglichkeit einer sozialistischen Straßendemonstration bestand, Kanonen auffahren ließ und die gesamte Garnison alarmierte. Hier arbeiten Staatsbeamte an sozialdemokratischen Zeitungen mit, hier erhält auch ein Sozialdemokrat in einer bürgerlichen Zeitung das Wort, und selbst der berühmte Antisemit Dr. Lueger soll im persönlichen Verkehr mit Juden sehr zuvorkommend sein, soll namentlich armen Juden, die sich bittend an ihn wenden, sehr freundlich entgegenkommen.

Hier können Juden und Antisemiten, Sozialisten und Feudale, Deutsche und Tschechen im Kafeehaus oder im Restaurant, auf der Straßenbahn oder im Stadtbahnwagen usw. recht gemütlich miteinander verkehren; kurz die Gegensätze sind nicht so schroff, der Haß gegen die Gruppen erstreckt sich fast nie auf das Individuum, man unterscheidet zwischen Mensch und Meinung und findet Gelegenheit, außerhalb des Kampfes „nur“ Mensch zu sein. Wer Ber-

liner Verhältnisse kennt und weiß, wie politische Gegner noch über den Tod hinaus gehaßt werden, wie Rassen- und Klassenhaß und die politische Meinung das gesellschaftliche Leben teilen und trennen, wie sogar innerhalb der nach außen anscheinend geschlossenen Gruppen stete Gehässigkeit, Mißgunst und Neid herrscht, der wird zugeben müssen, daß die Wiener Gemütlichkeit ein Gut ist, das durch Generationen, hindurch erworben werden muß und nicht von heute auf morgen angeeignet werden kann.

Es liegt mir ferne, hier den Berlinern einen Vorwurf zu machen. Ich habe nur Tatsachen konstatiert, die weislichtige und objektive Leute unter ihnen selbst schon oft genug hervorgehoben haben. Die Ungemütlichkeit ihres öffentlichen Lebens ist einfach nur die natürliche Folge ihrer Vorzüge, der Schatten ihrer Ordnungsliebe und ihres Pflichtgefühls, und wer die Vorteile der Lichtseite in Kauf nehmen will, muß die Schattenseiten sich gefallen lassen. Er muß es auch in Wien tun, denn die Wiener Gemütlichkeit hat auch ihre Schattenseiten in der Lässigkeit und Unordnung des Wiener Lebens. Nur darf man auch hier nicht lediglich die Schattenseiten in Betracht ziehen, wie dies nur zu oft viele verberolinisierte Wiener tun.

Eine besondere Eigentümlichkeit des Berliners soll hier nicht unerwähnt bleiben, da sie ein be-

zeichnendes Licht auf seinen Charakter wirft und eine Bestätigung alles dessen bildet, was hier über diesen Charakter gesagt wurde, nämlich seine „Gemütsprüderie“. Wenn der Berliner einmal wirklich gemüthliche Regungen hat, dann schämt er sich ihrer und sucht sie zu verbergen. Er will gar nicht gemüthlich erscheinen, er will als der rauhe Ritter gelten, als der wilde Kämpfer im Daseinskampfe, der keinen Pardon kennt, selbst dann nicht, wenn er anders handeln will und auch anders handelt. Er erkennt also ganz deutlich, daß sein Handeln hart ist und hat oft das Bedürfnis, es zu mildern; er tut es auch oft, zur Ehre der Berliner sei's gesagt, sogar sehr oft, aber nach außen soll man es nicht merken, kein Anderer darf es sehen, man will nicht weich und nicht hilfbereit erscheinen. Das ist ein Zug, der dem Wiener vollständig abgeht. Mag die Mär vom „goldenen Wiener Herzen“ arg übertrieben und sehr verlogen sein, der Wiener schämt sich seiner edleren Regungen nicht, und auch das ist Kultur. Lessing erzählt uns in seinem Laokoon, daß Homer die Barbaren ohne Träne fallen läßt, weinen läßt er nur die Griechen, als Zeichen ihrer höheren Gefühlsbildung, als Zeichen ihrer höheren Kultur. Der Wiener weint, der Berliner schämt sich dessen.

Die Gemütsprüderie des Berliners kommt auch zur Geltung, wenn er sich auf das Komische verlegt.

Er hat keinen Humor wie der Wiener, er hat bloß Wiß. Wiß ist das Komische des Verstandes, Humor das Komische des Herzens. Der Wiener lacht, wenn er komisch wird, und sein Humor hat nie etwas Verletzendes, weil er eben vom Herzen ausgeht. Der Berliner beißt. Der Berliner Wiß ist Lauge. Der Berliner Wiß setzt das Objekt herab, über das er sich ergießt. Es liegt dem Wiß aber nie die Absicht der Herabsetzung zugrunde. Dem Witze kann ja überhaupt keine böse Absicht zugrunde liegen, diese würde sich ja nicht in die Form des Komischen kleiden. Wenn der Berliner Wiß aber dennoch herabsetzend, verspottend wirkt, so liegt das wieder an der Gemütsprüderie des Berliners, der selbst in guter Laune seine gehobene Stimmung oder seine weichere Regung verbergen will. Er würde sich schämen, schrankenlos seiner heiteren Stimmung Ausdruck zu geben, wie dies der Wiener tut, wenn in ihm die Gefühle überlaufen; so beißt er, so stichelt er, so spottet er, so verletzt er. Im günstigsten Falle sagt er nachher: „es ist nicht so gemeint!“ Das ist eine beliebte und gar bezeichnende Redensart in Norddeutschland, dieses „so ist es ja nicht gemeint!“ Sie ist der Radiergummi für Handlungen oder Worte, die stärker wirken, als sie einer beabsichtigt hat.

Der Wiener benötigt diesen „Radiergummi“ für Handlungen und Worte nie. Wenn er grob sein

will, so ist er es unverhüllt, dann aber ordentlich, und selbst dann entbehrt er nicht ganz des Humors. Will er aber wirklich komisch sein, dann ist er es nicht des Objekts wegen, das ihm als Sprungbrett für seine Heiterkeit gilt, sondern aus sich heraus, weil Stimmung und Laune ihn dazu veranlassen. Dann wirkt er aber auch ansteckend und gar bald entbrennt im trauten Kreise jenes Flammenmeer von Lustigkeit, von unverfälschter Heiterkeit, der sich der Griesgrämigste, der Traurigste nicht entziehen kann. Der Wiener Humor reißt mit, er gleicht alle Gegensätze aus und wirkt veröhnend auf die Geister. Was der kalte Verstand getrennt und zerworfen haben mag, der Humor des Herzens führt es wieder zusammen.

Soll ich zur Illustration des Berliner und Wiener Charakters noch auf die Volkslieder, auf die Gassenhauer und Couplets hinweisen, wie sie in beiden Städten gesungen werden? Ist es nötig, Liedern wie „Kille-kille Pankow“, „Liebe mir, oder ich zerhack' dir die Kommode“, „Im Grunewald, im Grunewald ist Holzauktion“, etwa das „Dös hat ka Goethe g'schrieb'n, dös hat ka Schiller dicht“, „I hab zwa harbe Rapperln, mein Zeug'l steht am Grab'n“, „Das Drah'n, das is mei Leb'n“ entgegenzusetzen? Dort die Auswüchse übermütiger Randalierlust und hier die feinen Töne der Sehnsucht und der Lebensfreude, Töne des Gemüts und der Herzlichkeit!

Bedarf es etwa noch eines Hinweises auf den Charakter der Berliner und der Wiener Volksunterhaltungen? — Wer hat zum Beispiel einmal an einem Maiensonntag die „Bomblüte in Werder“ mitgemacht? — Wer hat dort das von Gendarmen bewachte Volk gesehen, wie es sich an einem Schauspiel der Natur erfreut? Wer ist nicht von jenem gräßlichen Schauspiel wenigstens blutenden Herzens zurückgekommen, wenn er schon das Glück gehabt hat, ohne blutenden Schädel heimzukommen. Wehe, wenn dieses der Freude nicht gewöhnte Volk sich gehen läßt, wenn es seine zum Selbstschuß erwachsene Ordnungsliebe an den Nagel hängt, um sich als Masse einer falsch verstandenen Gemütlichkeit hinzugeben, und diese Gemütlichkeit noch mit Alkohol zu erhöhen sucht. Wehe! Ich habe einen derartigen Sonntag in Werder an der Havel gesehen. Ich habe das Blut der „Gemütlichen“ fließen sehen. Ich sah sie die blühenden Obstbäume plündern, sah, wie die Menschen, wie von einem Paroxysmus ergriffen, genußlos frankten und frankten, und sah die bewaffneten Gendarmen mit wilden Gesichtern herumlaufen, als gelte es einer Revolution vorzugreifen.

An dieses Erlebnis muß ich zurückdenken, wenn ich Sonntags im Wiener Prater das Volk von Wien sich erlustigen sehe, wenn es scherzt, lacht, singt und flirtet. Jeder Tagedieb, der vielleicht ehrliche Arbeit

scheuen mag, ist doch ein Stück Kavalier, ist dort ganz Mensch und vergißt nicht, daß zum Vergnügtsein in erster Linie Anpassung, also Gemütlichkeit vonnöten ist. In jedem Auge glänzt ein Stückchen Sonne des Südens, in jeder Bewegung liegt das Streben nicht alltäglich, nicht werktäglich, sondern sonntäglich festlich zu erscheinen. Und wie muß ich erst an den Baumblütensonntag in Werder denken, wenn ich an den Rebenhügeln des Kahlengebirges beim „Heurigen“ bin, also an einer Stätte, wo der Alkoholgenuß Hauptzweck ist. Wie lebenswürdig ist dieses Volk, selbst wenn es eins über den Durst trinkt. Dabei ist es durchaus nicht die Regel, über den Durst zu trinken. Man sieht nur selten wirklich Betrunkene. Der „Heurige“ ist tatsächlich eine neutrale Stätte für alle Klassen der Gesellschaft. Beim unverfälschten Rebsaft, den der Winzer eine Zeit lang auszuschenken die Erlaubnis erhält, sammelt sich wirklich Niedrig, und Vornehm, Alt und Jung, Reich und Arm, Jud und Antisemit, Arbeiter und Feudalherr, Herr und Diener, und alles in trauter Harmonie. Ich erinnere mich, einmal in einem Nußdorfer Heurigenlokal folgende Gesellschaft gesehen zu haben. In einer Ecke ein Graf mit altem, in Österreich wohl bekanntem Adelsnamen. In seiner Gesellschaft zwei junge, elegante Herren, ein Hauptmann in Uniform (!) und zwei Dämchen aus der Theaterwelt. Daneben ein dicker, aufgeschwemmter,

wohl gutsituierter Ortseingewohnter, simpel in Loden gekleidet. An einem andern Tisch ein Arbeiter im Werktagsgewand mit seiner Frau, die ohne Hut und ohne Korsett erschien, die blaue Schürze vor das Kleid gebunden. Daneben ein Kommis mit seinem Mädchen, anscheinend einer Verkäuferin aus einem Stadtgeschäft. Dann ein Tisch mit drei kleinen Beamten aus der Gegend. Weiter ein Tisch mit Nußdorfer Weinbauern. Einer davon mit malerischem Kopf, von dem silberne Locken herabwallten; er hatte in seiner Jugend Beethoven gesehen. Die Bauern hielten Spielkarten in der Hand, die schon ein Jahrzehnt im Gebrauch sein mußten. An einem Tische bei der Tür saß der Kutscher des Grafen, ein richtiger Wiener Siaker, mit zwei Standesgenossen. An einem langen Tische saß unsere Gesellschaft von Malern, Schriftstellern und Beamten. Und schließlich die Musik. Drei Mann mit Mandoline, Ziehharmonika und Geige. Diese heterogene Gesellschaft trank gemütlich und gemeinsam den guten Wein. Jeder hatte sein Päckchen mit Eßwaren mit und verzehrte sie auf Papier oder auf Tellern, die der Weinbauer lieb. Auf dem Grafentisch gab es feine Delikatessen, und die Dämchen lachten laut. Man sah häufig hinüber, denn dieser Tisch bildete die Hauptattraktion. Doch fiel es niemand ein, Witze zu machen, zu nörgeln oder anzupöbeln. In kurzer Zeit entspann sich zwischen allen

Tischen ein gewisser Kontakt. Der Wein und die Musik, die häufig Veranlassung gab, in den Refrain miteinzustimmen, bewirkten diese Übereinstimmung. Man frank sich zu, man rief etwas hinüber, ein Scherzwort, dem ein anderes entgegengehalten wurde. Kurz, die Harmonie, diese einzige und nur in Wien mögliche Harmonie der heterogensten Elemente, war hergestellt. Dann sah man, wie der Rußdorfer Eingeborene im Lodenanzug dem Grafen einen Czardas voranzte und sich an dessen Tisch setzte. Das Lachen der Damen wurde heller und lauter. Die Musik trat in die Mitte des Saales und spielte die Lieder, die man von ihr verlangte. — Kein Lärmen, kein Schreien, keine erhitzten Gesichter. Alles war voll herzlicher Fröhlichkeit, und der Arbeiter küßte seinem reizlosen Weib die Hand; er kümmerte sich nicht um die Feudalen und um das Militär in jener Ecke; der Bauer unterhielt sich mit den Malern, und der Kutscher des Grafen gab schließlich Lieder zum besten, der Hauptmann in Uniform ergriff die Geige und spielte ein Stück auf. Man denke! Ein Hauptmann in Uniform!

Als wir dann fortgingen, da mußte ich an die Szene bei der Baumblüte in Werder denken, an die Schreie und Püffe, an die grimmigen Gesichter der grünen Gendarmen und an das Gejohle an den Trinkstäffen. Von der Höhe des Leopoldsberges sah

im fahlen Mondlicht das Schloß der Babenberger hinab, das schon seit vielen Jahrhunderten auf Wien hinunter sieht, das den Türken getrotzt hat und das uns immer und immer wieder in Erinnerung ruft, wie sehr der Mensch ein Produkt der Umgebung ist, wie sehr jeder einzelne die Geschichte und die Geschicke, die Entwicklung und das Alter seines Volkes in sich trägt, so im alten Wien und so im jungen, ach noch so jungen Berlin.



## Das öffentliche Leben.

Der Misoneismus der Wiener und der Philoneismus der Berliner. — Das Speienkonto der Überlieferungen. — Fähigkeit des Berliners, die Zukunftswerte der Neuerungen zu berechnen. — Der Unternehmungsg Geist. — Kurzsichtigkeit des Alters, Draufgängertum der Jugend. — Der Berliner und der Wiener Kaufmann. — Läden. — Das Telephon. — Der psychische Wert des Telephons und seine Erkenntnis seitens der Berliner. — Verkehrspolitik. — Die Straßenbahn. — Die Berliner Wüstenbahn. — Der Straßenbahningenieur als Pionier. — Die Wiener Verkehrspolitik macht das Bedürfnis erlahmen. — Wiener Verkehrseigentümlichkeiten. — Abschließung des Stadtkerns. — Das Sperrschloß als Verkehrshemmnis. — Die beiden Stadtbahnen. — Die Berliner Stadtbahn, die Nabelschnur des Stadtwestens. — Der Pulsschlag der Weltstadt auf einem Berliner Stadtbahnhof. — Der „Rausch der Technik“. — Die Wiener Stadtbahn ein verwünschter Prinz. — Sie kommt nirgends her und fährt nirgends hin. — Minimaler Verkehr und riesenhaftes Defizit, die einzigen Harmonien. — Das Dornröschen in Uniform. — Ein „gernegroßstädtisches“ Institut. — Berliner Verkehrspläne. — Die Geduld des Wiener Publikums. — Der Omnibus. — Lohnfuhrwerk. — Verlogenheit der Siakerverherrlichung. — Der Siaker ein Luxusinstrument. — Der Einspänner. — Der Fahrgast als Ausbeutungsobjekt.

— Die Fahrpreisunterhandlungen. — Das Geduldspiel des Suchens nach der Taxvorschrift. — Die Taxvorschrift als Konversationslexikon. — Der Siaker ins Museum der Stadt Wien. — Der Berliner Droschkenkutscher und seine Vorzüge. — Das Nachtleben. — Warum Wien niemals das rege Nachtleben Berlins haben wird. — Charakteristik des Berliner Nachtlebens. — Verkehrte Welt. — Nachlokale. — Das „Wurzsystem“. — Der Sonnabend Abend. — Die Wiener Umgebung beeinträchtigt das Nachtleben. — Das Theater. — Berlin und Wien als Theaterstätte. — Berlin als Theaterrevolutionäre Stadt. — Wien die Zuchtstätte für Bühnenkünstler. — Der Drang zum Theater und seine Ursachen.

---

Das charakteristische Merkmal des öffentlichen Lebens beider Städte bildet der Misoneismus der Wiener und der Philoneismus der Berliner, Erscheinungen, die im Wesen der Bewohner beider Städte ihre volle Begründung finden. Immer wendet sich die Jugend dem Neuen zu, immer wird das Alter konservativ sein und sich gegen das Neue sträuben. Dem Berliner wird das Neue nur immer eine Vervollkommnung, einen Ausbau, eine Erweiterung seiner jungen Stadt bedeuten, dem Wiener wird es als eine Störung, als Umsfurz erscheinen und stets einen Kontrast zu seinen Einrichtungen bilden. Darum liebt auch der Berliner das Neue, darum sucht er es mit seiner Seele, weiß er es populär zu machen und es in seiner ganzen Wesensiefe sofort

zu erfassen. Darum weiß er alle seine Einrichtungen geschickt zu verbessern und, was das wichtigste dabei ist, alle Hindernisse, die sich der Neuerung entgegenstellen, mit Elan zu beseitigen. Allerdings können diese Hindernisse in dem vom Ballast der Traditionen so sehr befreiten Gemeinwesen Berlins nicht so groß sein, wie in dem buckligen, krummen, engen Wien, das nichts weniger als ein Kind des technischen Jahrhunderts ist und mit den Ablagerungen der Zeiten über und über angefüllt ist. Aber nicht nur die materiellen Hindernisse der Jahrhunderte sind in Wien zu überwinden, auch die psychischen Hindernisse der Traditionen, der Gewohnheiten, wie der geistigen Trägheit, die so recht ein Alterszeichen für Individuen und Völker ist. Die Bewohner Wiens bringen jeder Neuerung, die zu dem *spiritus loci* gewöhnlich in schrillum Kontrast steht, ein ihnen eingeborenes Mißtrauen, eine immanente Widerpenstigkeit entgegen. Hiezu tritt noch die Tatsache, daß den Verhältnissen entsprechend in Berlin jede Neuerung dazu dient, die Bevölkerung zu bereichern — in Wien nur dazu, sie zu belasten, ihr eine neue, kostspielige Verpflichtung aufzuerlegen. Der Berliner weiß eben aus jeder Neuerung Kapital herauszuschlagen, er weiß sie nutzbringend zu verwerten; das bringt schon der großartige, technische Mechanismus seiner Stadt mit sich. Dem Wiener ist sie höchstens

Vermehrung des Luxus, also etwas Überflüssiges und infolgedessen eine tote Ausgabe mehr auf dem Spesenkonto der Überlieferungen, das sich wie eine ewige Krankheit forterbt.

Daher kommt es auch, daß der Berliner neue Einrichtungen trifft, neue Erfindungen akzeptiert, bei denen er nicht sofort eine Verbilligung oder einen Gewinn erhoffen kann. Sein Weitblick läßt ihn aber diesen späteren Gewinn erkennen und berechnen. Er vermag das Neueste in seiner psychischen Bedeutung zu erfassen, stets den Zukunftswert zu erkennen, während der Wiener bei einer Neueinführung stets diese fortige Wirkung berechnet, und wenn er diese nicht ersehen kann, die Sache aufgibt, die für ihn alsdann keinen Wert zu haben scheint. Zu Zukunftsspekulationen hat er nicht das Vertrauen, denn die Entwicklung geht bei ihm in anderer Weise vor sich, jedenfalls in nicht so beschleunigter, wie in dem rastlos pullierenden Berlin.

Die Erscheinung hängt auf das innigste zusammen mit dem Unternehmungsgeist beider Großstädter, mit dem wirtschaftlichen Leben beider Städte. Die größere Reglamkeit in geistiger wie in physischer Beziehung macht den Berliner unternehmender, führt ihm größere Erfolge zu, steigert sein Einkommen und seine Betriebsamkeit, während der Wiener den Mut nicht findet, sich in Spekulationen zu verirren,

die nicht bereits morgen den Gewinn und den sicheren Erfolg versprechen. Es ist die Kurzsichtigkeit des Alters, die den Wiener zurückhält, Kapital und Arbeit aufs Spiel zu setzen, und dort ist es das Draufgängertum der Jugend, das wagen läßt und daher Gewinn bringt. Der oft leicht erzielte Gewinn ist es, der wieder anspornend wirkt und so jene Atmosphäre zeitigt, die den nach Berlin kommenden Wiener so berauscht und ihn zur Arbeit anspornt, die ihn mitreißt in den Strudel des Wagens und Gewinnens, nicht selten zu seinem größten Vorteile.

Wenn in Berlin das Geschäft blüht und täglich große Gewinne abwirft, so ist daran nicht allein der Milliardenlegen schuld, der das Land nach dem französischen Kriege überschwemmte, sondern der durch die Neuentwicklung der Dinge angespornte und in der Mehrzahl der Fälle vom Erfolg gekrönte Unternehmungsg Geist der norddeutschen Bevölkerung, die es versteht, weiter zu blicken, die Zukunftswerte der Arbeit und des Geistes zu berechnen und durch keine Fesseln der Vergangenheit in dieser Fähigkeit behindert wird.

Wie leicht geht der Berliner Kaufmann an Neuerungen, wie schwer fällt es dem Wiener Kaufmann, sich dazu zu entschließen. Das Bild der Läden gleicht in Wien mit wenigen Ausnahmen noch dem Typ der Sechzigerjahre; noch immer die alten, ehr-

würdigen Einrichtungen in bezug auf Schaufenster, Fensterverchluß, Portal, Firmenschilder, Inneneinrichtung. Höchstens ist in bezug auf Beleuchtung ein Fortschritt zu verzeichnen. Wie hat sich in Berlin das Bild der Läden bloß in den letzten zehn Jahren verändert. Wie tritt überall Holz und Stein zurück, um dem Glas immer mehr Platz zu lassen, wie haben sich die Firmenschilder und Inschriften geändert, wie schreien die Lichteffekte und wie weiten sich die Innenräume zu Hallen und Höfen. Stil im Mobiliar des Geschäftes, Stil in der Schaufensterdekoration und Stil in den Reklamen. Überall das Bestreben, in der neuesten Sprache des Tages reden und sich verständlich zu machen, während man in Wien noch immer in einem Lokaldiom früherer Zeiten auf die Sinne und Instinkte des kaufenden Publikums einzuwirken sucht.

Mit welchem Elan entwickeln sich in Berlin neue Erfindungen, wie wird ihre Bedeutung für eine entferntere Zeit erfaßt. Ein Beispiel hiefür bildet die Einführung des Telephons. Abgesehen von den Schwierigkeiten der ersten Stunde, die sich dem weiffichtigen Reichspostmeister von Stephan entgegenstellten, nahm das Telephon in Berlin gleich von allem Anfang an zu und entwickelte sich in wenigen Jahren zu dem ersten Stadtfernsprechnetz der Welt. Berlin überflügelt gar bald die Fernsprechnetze ganz Frankreichs oder Großbritanniens. Und doch war das

Telephon in seinen Anfängen nur ein kostspieliges Reklamemittel, das nicht Geld einbrachte, sondern solches erforderte. Erst später wurde es, im Verhältnis zu seiner Ausbreitung, ein Geld- und Zeitsparmittel, das sich bezahlt macht. Deshalb wurde es in seinen Anfängen vielfach unterschätzt, und namentlich in Wien wußte man lange nicht, welchen Wert es in Wirklichkeit besitze. Dort kalkulierte man zuerst — und vielfach tut man es noch heute — daß zur Übermittlung eiliger und wichtiger Nachrichten Geschäftsboten und Dienstmänner zur Verfügung ständen, die viel billiger wären, als das Jahresabonnement auf eine Fernsprecheinrichtung. Zuerst wurde das Telephon daher auch als Luxuseinrichtung von einigen vornehmen oder vornehmerischen wollenden Leuten angenommen, die da glaubten, sich diesen „Luxus“ gestatten zu müssen. Der Wiener überlah den psychischen Wert des Telephons, den der Berliner bald heraus hatte. Er liegt in der Möglichkeit der ständigen und raschen Verbindung, namentlich in solchen Fällen, die nicht das Charakteristikum der Wichtigkeit besitzen; denn nicht alles was wichtig ist, ist es gleich von allem Anfang an, es wird erst wichtig, und gerade die Bequemlichkeit der Einrichtung, die es gestattet, die scheinbar unwichtigsten Verbindungen anzuknüpfen, gibt die Möglichkeit, daß sich aus dieser Masse sonst ver-

nachlässiger Unwichtigkeiten ein großer Prozentfuß von Wichtigkeiten zu entwickeln vermag. Nicht nur jene Verbindungen, die man ehemals durch Boten besorgen lassen konnte, wickelt man heute durch das Telephon ab, sondern just jene Verbindungen, die früher gewöhnlich gar nicht angeknüpft wurden und mit deren Unterlassung eine Unsumme von Entwicklungsmöglichkeiten verloren ging. Möge das Telephon in unzähligen Fällen nur Spielerei sein und zu unnützen Unterhaltungen dienen, aus einer ganzen Anzahl solcher Fälle entwickeln sich heute Vorteile, die unter Umständen ganz große Dimensionen annehmen. Wieviel materielle Vorteile auf diese Weise erreicht werden, kann uns keine Statistik beweisen; die Wahrscheinlichkeit läßt aber die Summe als eine ganz beträchtliche erscheinen.

Das sind aber Spekulationen, denen der allen Neuheiten abgewandte Sinn der Wiener nicht zugänglich ist. Er braucht zur Umwälzung seiner konservativen Denkrichtung erst handgreifliche Beispiele, Darstellungen von Erfolgen, die anderwärts erzielt wurden, bis er sich bequem, aus seinem Trost herauszugehen und sich einer Neuerung zuzuwenden.

Der Miloneismus und Philoneismus beider Städter reguliert auch deren Verkehrspolitik.

In Wien ist der Straßenbahnverkehr ein Mittel zum Zweck, das heißt, eine Befriedigung einer bereits

vorhandenen, oftmals schon lange und dringend empfundenen Notwendigkeit. Dem Berliner ist der Verkehr Selbstzweck, oder das Mittel zu einem sich erst infolge des Verkehrs herausbildenden Zweck. In Berlin führt man erst die Straßenbahnlinie in eine teilweise oder noch ganz unbebaute Gegend und macht diese dadurch bewohnbar. In Wien wartet man erst die Häuser ab. Wieviel Verkehrsnotwendigkeiten dadurch gar nicht zur Entwicklung kommen, läßt sich nicht berechnen, wohl aber vermuten. Wie oft ist den Bewohnern von Berlin WW. (das ist das Berlin, wo es am neuesten und am elegantesten ist) in den letzten zehn Jahren das Schauspiel geboten worden, die Endstation einer Straßenbahn auf freiem Felde, oder die Linie unbebaute Gelände durchzuziehen (daher die Bezeichnung „Wüstenbahn“ für manche Linie der Berliner Straßenbahn). Wenige Monate später sah man, wie allmählich das freie Feld verschwand und Haus sich an Haus reihte. Der Straßenbahningenieur war da der Pionier des Baumeisters oder richtiger gesagt, des Bauunternehmers, der es erst dann wagte Häuser zu errichten, wenn die Verkehrsmittel ihm die Sicherheit gaben, daß er auch Mieter finden werde. Der Wiener kalkuliert noch immer umgekehrt; er weiß nicht, daß seine Methode, statt Bedürfnisse zu erwecken, diese im Keim erstickt oder zum mindesten erlahmen macht.

Die Berliner Straßenbahn erfüllt alle Erfordernisse eines modernen Verkehrsmittels; Schnelligkeit, Bequemlichkeit, rasche und pünktliche Aufeinanderfolge der Züge. Bis auf die Schnelligkeit, die auch in Wien nichts zu wünschen übrig läßt, fehlen dort diese Bedingungen. Besonders in bezug auf Bequemlichkeit verläßt sich die Wiener Straßenbahn gegen den Geist und die Gewohnheiten des Wieners. In Berlin ist es möglich, mittels einer direkten Linie fast nach allen Richtungen der Stadt zu gelangen, gewiß aber nach den zahlreichen wichtigsten Punkten der Stadt. In Wien ist dies nicht möglich, ohne umzusteigen. Der innere Stadtkern hat noch keinen Hausmann gefunden, der das alte Paris durchbrach und es durch Riesenstraßenzüge, die er an Stelle der alten Winkelgäßchen setzte, dem modernen Verkehr erschloß (eine Tat, die in Berlin nur in wenigen Fällen notwendig war, da die Stadt zumeist neu angelegt wurde). Die innere Stadt Wiens, die das geschäftliche und politische Zentrum bildet, ist noch immer vom Verkehr so gut wie ausgeschlossen. Man fährt mit der Straßenbahn um sie herum, und will man über sie hinaus, so muß man den Umweg um den Kreis des Ring machen. Diese Einrichtung veranlaßte die Verwaltung der Wiener Straßenbahn, ein gemischtes System von Ringlinien und Radiallinien anzulegen. Letztere gehen vom Ring aus in die ver-

schiedenen Bezirke. Will man über den Ring hinaus, so muß man umsteigen. Das heißt, wenn man irgendwo mit Mühe und Not einen Platz im Wagen errungen hat, so kann man nicht ruhig sitzen bleiben und bis ans Ziel fahren, sondern muß an einer Hauptverkehrsstelle sich durch das Wagengewirre drängen, in Sturm und Wetter über große, freie und demgemäß zugige Plätze laufen, neuerdings warten und um einen Platz kämpfen. Eine Unbequemlichkeit, die sich kein anderes Großstadtpublikum gefallen lassen würde. Auch über die Unregelmäßigkeit der Zwischenräume zwischen einzelnen Zügen ließe sich klagen, wenn nicht die Stadtbahn, von der weiter unten gesprochen werden soll, dafür einen noch besseren Anlaß geben würde. Von der Kontinuität der Straßenbahnverbindungen wie sie in Berlin fast die ganze Nacht hindurch aufrecht erhalten wird, kann natürlich im Wien des „Hausmeisters“ und des „Sperrsechlerls“ keine Rede sein.

Das „Sperrsechlerl“! Es ist davon in diesem Buche schon gesprochen worden, aber es muß hier nocheinmal darauf zurückgeführt werden, denn diese Einrichtung beleuchtet so recht das Wesen der Wiener Verkehrspolitik und den Misoneismus des Wiener. Das Sperrsechlerl ist das Hindernis des Nachtverkehrs. Abgesehen von der Steuer, die es mit sich bringt, die für sehr viele groß genug ist, um sie zu scheuen, liegt

auch ein psychisches Hindernis für die Verkehrsentwicklung darin. Man will sich der Belästigung des langen Wartens vor der verschlossenen Haustüre nicht gern aussetzen, man hat sich auch in Jahrzehnten daran gewöhnt, die Stunde des Haustorchlusses als den offiziellen Schluß des öffentlichen Lebens und Treibens aufzufassen und geht in seinen Entwürfen, in seinen Plänen und Unternehmungen, vor allen Dingen in der Einrichtung der alltäglichen Lebensgewohnheiten, nicht darüber hinaus. Dadurch kommt es, daß die Stadt plötzlich öde und leer wird. Die meisten Leute würden vielleicht garnicht um vieles später als zehn Uhr ihre Heimstätten aufsuchen, aber der unerbittliche Schluß der Haustüre läßt das Leben nicht allmählich abflauen, sondern plötzlich aufhören, was wiederum psychisch auf den einzelnen einwirkt. Während man nun logischer Weise annehmen muß, daß bei Aufhebung des Sperrgeldes und Einführung der Hauschlüssel das nächtliche Leben, oder besser gesagt, das Spätabendliche Leben (denn es ist ein Irrtum, zu meinen, daß das Sperrgeld nur das Nachtleben hemmt) sich reger gestalten würde, trifft man den dahinzielenden Bestrebungen mit dem Einwand entgegen, daß für die Reform kein Bedürfnis bestehe. Die Hausbesitzervereine erklären, daß nach zehn Uhr die Cafés und Restaurants, die Straßenbahnen und Stadtbahnwagen ohnehin sehr schwach besucht seien,

so daß das Gros der Bevölkerung kein Bedürfnis nach einer Reform empfinde. Sie verwechseln also Ursache und Wirkung und zeigen drastisch, wie man in Wien erst die Notwendigkeit sehen will, um Verkehrsmittel zu schaffen oder, wie es in diesem Falle ist, Verkehrshindernisse zu beseitigen, statt aus der Beschaffung beziehungsweise Beseitigung die Notwendigkeit zu erziehen.

Will man die Wiener Verkehrspolitik in ihrem krassesten Gegensatz zu der Berliner Verkehrspolitik sehen, so muß man die Einrichtung der Stadtbahn in beiden Städten miteinander vergleichen. Bei der Berliner Stadtbahn soll ja das Kriegsministerium Gevatter gestanden haben, sicherlich wäre sie aber auch so zustande gekommen, wenn auch um einige Jahre später. Als sie gebaut wurde, war sie noch kein Bedürfnis; heute ist sie die Hauptverkehrsader der Stadt. Die Berliner Stadtbahn war sozusagen die Nabelschnur, die den Berliner Westen und seine reichen Vororte mit dem Mutterzentrum Berlins verband und jene große Entwicklung hervorrief, die Charlottenburg zur reichsten Stadt des deutschen Reiches machte. Mitte der Achtzigerjahre war es in den Abendstunden nicht geheuer, sich auf den den Bahnhof „Zoologischer Garten“ umgebenden Wiesen zu bewegen — heute steht dieser Bahnhof mitten im reichsten Zentrum des Berliner Westens, er ist für den

Fernverkehr der Zentralbahnhof der eingesehnen Berliner geworden, während der Bahnhof „Friedrichstraße“ als Fernbahnhof der Stadtbahn mehr den Fremden und kommerziellen Interessen dient. Ein kurzer Aufenthalt auf einem der Berliner Stadtbahnhöfe bringt den staunenden Beobachter in die Lage, den Pulsschlag der Weltstadt zu fühlen. Bei dem Saufen und Brausen der ein- und ausfahrenden Züge — manchmal vier zu gleicher Zeit — erfährt einen so etwas, das ich den „Rausch der Technik“ nennen möchte. Eine gewisse alkoholartige Wirkung, die uns befällt, wenn wir das Getriebe der Maschinen in großzügiger Wirkung erblicken. Jedenfalls sieht man dort, daß diese Stadtbahn eine Notwendigkeit für Berlin ist, und daß man sie erbauen mußte, wenn sie noch nicht da wäre. Wie anders in Wien! Welch trauriges Bild gewinnen wir von der Stadtbahn, deren Existenz einzig und allein darin eine Rechtfertigung finden möge, daß sie uns sehr nette, vom alten Hallenstil abweichende Bahnhofsbauten gezeitigt hat. Die Bahnhofsfassaden der Wiener Stadtbahn sind wirklich sehr heiter, umso düsterer das Institut, zu dem sie Einlaß bieten. Wenn ich über den Zweck der Wiener Stadtbahn nachdenke, habe ich immer das Empfinden, daß die Wiener zu dieser Einrichtung gekommen sind, wie der Jüngling zum Rauchen: weniger aus Bedürfnis als durch das Bestreben, es

den Großen nachzumachen. Die Wiener haben ihre Stadtbahn dorthin gelegt, wo gerade Platz dafür da war. Das war jedenfalls sehr billig, denn es bedurfte keiner großen Expropriationen, aber zweckmäßig war es nicht. Wie ein verwunschener Prinz irrt jetzt diese Stadtbahn rings im Kreise um jene Stätten herum, die man gemeinhin als die Zentren des städtischen Lebens bezeichnet und es scheint ausgeschlossen, daß dieser Prinz jemals von einer gütigen Fee erlöst werden wird. Das Bonmot eines Wiener Feuilletonisten, daß man, um die Wiener Stadtbahn zu benützen, sich erst einen Siaker nehmen müsse, um zu ihr zu gelangen, ist blutiger Ernst. — Die Wiener Stadtbahn kommt nirgends her und fährt nirgends hin, sie ist einfach „da“, wie nach Friedrich Halm die Liebe. Über die Anlage der Wiener Stadtbahn könnte man ein ganzes Buch schreiben, aus dem zu lernen wäre, wie man eine Stadtbahn nicht anlegen darf. Daß bei einer solchen Anlage der minimale Verkehr und das riesenhafte Defizit so ziemlich das einzige sind, was dabei in ordnungsmäßigem Einklang steht, läßt sich denken. Wenn das der Pulsschlag des Wiener Lebens, den man auf den Stationen der Wiener Stadtbahn „tosen“ hört, so liegt Wien in der Agonie. Eine der schönen Einrichtungen dieses sonderbaren Institutes ist die unregelmäßige Aufeinanderfolge der Züge, so daß man nie weiß,

ob man 5 oder 17 Minuten auf den nächsten Zug warten muß. Ferner die Notwendigkeit des häufigen Umsteigens und doppelten Zugerwartens auf gewissen Strecken. Abends um halb 11 Uhr ist es mir einmal passiert, daß ich den Beamten an der Kartenkontrolle aus dem Schlafe rütteln mußte, dem er sich als ein Dornröschen in Uniform hingegeben hatte und an einem hellen Mittag kurz vor 12 Uhr kam mir vor dem Kassfenster des Bahnhofes Alserstraße ein Herr entgegen, der seinen Zeigefinger an den Mund legte und mir zulispelte: „I will I' net wecken!“ Ein Blick auf das Schalterfenster, hinter dem die Kassierin eben erwachte, erläuterte mir die Situation. So geschehen am hellen Mittag September 1907.

Während Wien mit süß-saurer Miene an sein gernegroßstädtisches Institut denkt, hat sich in Berlin neben der Stadtbahn die elektrische Hoch- und Untergrundbahn etabliert, die ihre Schienen immer weiter nach Westen und Osten ausdehnt und nun auch das Stadtzentrum unterminiert hat. Von einer Süd-Nordlinie der Stadtbahn und einer Schwebebahn ist ernstlich die Rede. Die Vorortelinien der Anhalter und Potsdamer Bahn sind ebenfalls Stadtbahnlinien geworden, die den Umkreis der Weltstadt mit dem Zentrum regelmäßig und schnell verbinden. Täglich tauchen neue Verkehrspläne auf, täglich werden neue ausgeführt. Nichts davon in Wien. Man bleibt

beim alten und denkt nicht an dessen Erweiterung und Verbesserung. Es gibt auch in keiner Weltstadt ein so geduldiges Publikum, das sich in bezug auf Verkehr so rasch zufrieden gibt, das sich die größten Chinesereien des Verkehrs mit mehr Ergebenheit gefallen läßt, wie das Wiener Publikum. Diese fatalistische Ergebenheit der Wiener drückt sich auch in jenen Vehikeln aus, die man Omnibus nennt. Kleine, enge, schmutzige, vorinflutliche Gefährte, deren Benützung man aber nicht entraten kann, da sie die einzige Verbindung mit dem Stadtfinnern aufrecht erhalten. Wie weit sind diese Hottelkasten von jenen großen, stolzen, bequemen und eleganten Gefährten entfernt, die in Berlin als Omnibusse dienen.

Das Bild des Verkehrs wäre nicht vollständig, wenn man nicht die Mietswägen beider Städte, die Siaker und Droschken in Betracht ziehen würde. Hier ist man gewöhnt, ein Loblied auf das Wiener Fuhrwerk zu hören. Der Wiener Siaker ist schon so sehr in Wort und Bild und im Gesang verherrlicht worden, daß es ordentlich als ein Verbrechen gilt, will man sich gegen diese Verhimmelung wenden und nachweisen, daß Wien trotz seiner Siaker weit hinter Berlin zurücksteht. Es ist wahrhaftig zum Staunen, wenn man sieht, wie oft auch Lügen lange Beine haben, und wie sich Märchen vom Munde zu Munde fortpflanzen. Es geht den Wienern mit ihren

Siakern gerade so, wie mit ihren Theatern. Alle sprechen davon, aber nur ein kleiner Bruchtheil benützt sie. Alle Wiener sprechen vom Burgtheater, wie aber statilistisch nachgewiesen wurde, gehen die wenigsten Leute hinein. Sobald man den Wiener Siaker als ein Luxusinstitut betrachtet, das zum Spazierenfahren recht angenehm und hübsch ist, sobald man es als ein Gefährte betrachtet, das reichen Mühiggängern — und nur solchen — zugänglich ist, so muß man sagen, daß hier Wien wieder den Berlinern den Rang abläuft. Aber das öffentliche Fuhrwerk soll ja nicht nur zum Spazierenfahren, zum Proßen da sein, sondern zur bequemen, raschen und billigen Bewältigung des Verkehrs. Was nützt da der Siaker? Ebensoviele wie eine Wasserspritze an Stelle einer Kanone im Kriege. Der Wiener hat an seinem Siaker ein prächtiges Luxusinstrument, aber kein Verkehrsmittel. Der Kutcher dieses eleganten Gefährtes in seiner eleganten Kleidung, den „Stösser“ auf dem Haupte, mag ja dem Fremden imponieren, dem Einheimischen gilt er nicht mehr als der vernagelte Baum am „Stock-im-Eisenplatz“, eine Sehenswürdigkeit, die man ansieht, von der man aber nicht weiß, wozu sie sonst gut ist. Dieser elegante Kutcher mit seinem „harben Zeug“ will ja von den Wienern im allgemeinen gar nichts wissen, er fühlt sich nur als Fahrer für „Fürchten und Graffen“

berufen, die gewöhnlichen Sterblichen fährt er nur in seinen „grafenfreien“ Zeiten. Er sieht sich seinen Gast erst prüfend an und im günstigsten Falle betrachtet er ihn als ein Ausbeuteobjekt, aus dem man soviel wie möglich herauschlagen muß. Daß sich unter solchen Umständen ein Verkehrsinstitut nicht bewähren kann, ist klar.

Nicht viel besser steht es mit dem Einspanner der *lucus a non lucendo* „Komfortabel“ heißt. Das Gefährt ist so praktisch eingerichtet, daß ein Dackel darin sehr bequem fahren kann — ein Mensch nicht. Ein Menschenpaar muß sich „zusammenfalten“ lassen, um in einem geschlossenen Komfortabl Platz zu finden, so eng, so eierkistenartig sind diese Gefährte, in denen man sich nach der so arg geschmähten Droschke II. Klasse, die in Berlin nun ausgestorben ist, zurücklehnt. Darin konnte man doch wenigstens sitzen, ja sogar zu vieren sitzen. Aber abgesehen von der nichts weniger als komfortablen Konstruktion des Wiener Komfortabls, ist auch dieser ein Luxusfahrzeug, das man nur benutzen kann, wenn man dazu gezwungen ist. Auch hier steht der Kutscher dem Gast als Feind gegenüber und betrachtet ihn als Ausbeuteobjekt. Um den geschäftlichen Teil mit einem Wiener Einspanner oder Siaker zu erledigen, muß man gewappnet sein mit einem Schimpfwörterlexikon, mit einem dicken Fell und

einer lammfrommen Geduld, die einen nicht zum Mord hinreißt, wenn einem die Sache endlich einmal zu bunt wird. Die Wiener Lohnfuhrwerke wären nur dann zweckmäßig, wenn jeder Kutscher gezwungen wäre, einen Advokaten und einen Schutzmann mit sich zu führen, die bei der Erledigung der Fahrpreisunterhandlungen zu intervenieren hätten. Die in jedem Wagen angeblich vorhandene Taxe (da der Platz, wo sich diese Taxe zu befinden hat, nicht vorgeschrieben ist, ist es ein nettes Geduldspiel für den Fahrgast, sich mit der Erforschung der Örtlichkeit, wo diese Taxvorschrift aufzufinden ist, zu befassen. Gewöhnlich gelingt es nicht, denn der Kutscher weiß es so einzurichten, daß der Fahrgast darauf sitzt!) leistet dafür keinen Erlaß, denn sie ist ein kleines Konversationslexikon in Verbindung mit einer Logarithmentafel, die man nach ungefähr achtjährigem Studium gewöhnlich sehr gut verwenden kann. Dann wird die Taxe aber wieder geändert und man muß von neuem anfangen.

Wenn sich irgendwo die Wiener Senilität zeigt, so ist es in der Duldung der Zustände im öffentlichen Mietsfuhrwesen. Hier haben sich Verhältnisse herausgebildet, die längst schon zur Abschaffung mahnen. Aber dazu ist der Wiener zu konservativ. Gegen den Taxameter wußte man richtig Stimmung zu machen, so daß sich sogar das Publikum dagegen

zur Wehr setzte, und dem Siaker umgab man mit einer solchen Glorie, daß es wie ein Sakrileg am Wienertum aussehen würde, wollte man Hand an diese Institution legen. Und doch gehört der Siaker, und sein billigerer Bruder, der Einspänner, schon längst ins historische Museum der Stadt Wien und an seine Stelle ein nach Berliner Muster organisiertes Droschkenwesen mit billigen Taxameterтарifen und mit einem Kutscher, der meinetwegen städtischer Beamter sein dürfte, so daß man ihn nicht unbestraft beleidigen kann, der aber die Garantie böte, auch den Fahrgast ungeföhren — im doppelten Sinne dieses Wortes — zu lassen.

Ja, der Berliner Droschkenkutscher ist langweilig, beinahe stumpfsinnig; er dankt nicht einmal für das Fahrgeld, er kokettiert nicht mit dem Passanten: „Fahr'n ma Euer Gnaden!“ Er übt nicht jene unwürdige Anreizerei, die man außer bei den Wiener Fuhrleuten nur noch bei jüdischen Althändlern gewohnt ist; er kleidet sich nicht eleganter als der Fahrgast; er rast nicht in überflüssiger Schnelligkeit bei solchen Föhren, bei denen man es in der Regel nicht eilig hat, wie der Wiener Siaker, wenn er uns spazieren fährt; aber er bietet uns die Gewähr, daß wir beim Aussteigen keinen Streit haben werden, daß wir nicht übers Ohr gehauen werden, und setzt uns so in die Lage, sein Gefährt jederzeit benutzen zu

können, während wir den Siaker oder Einspänner, wenn wir nicht als reiche „Fürchten und Graffen“ geboren sind, nur dann benutzen können, wenn wir es sehr, sehr nötig haben, da wir sonst lieber zu Fuß gehen, als uns mit diesen urrückständigen Geschäftsleuten in eine Verbindung einzulassen. Ja, die Poesie des Standes, der Siakerkult, wäre vielleicht für immer dahin, aber die Kuficher und Fuhrwerksbesitzer würden einsehen, daß sie nach dem Berliner Muster selbst besser „fahren“ würden und das Zehnfache verdienen könnten, wenn sie ein bißchen mehr für Neuerungen zugänglich wären.

Ein wunder Punkt des Wiener Großstadtlebens ist der fast völlige Mangel eines regen Nachtlebens. Die Ursachen sind leicht zu finden. Sie liegen in dem mangelhaften und unbequemen Verkehr und in dem bereits oben erwähnten Hemmnis der Haustorisperre. Eine Bevölkerung, die punkt 10 Uhr abends hinter Schloß und Riegel sitzt, kann sich nicht so frei bewegen, wie die Berliner Bevölkerung, die das Zeichen ihrer Freiheit in Form eines Hauschlüssels in der Tasche trägt. Aber daran allein liegt es auch nicht. Ich glaube auch nicht, daß sich das Wiener Nachtleben, selbst wenn die Torisperre abgeschafft werden würde, jemals so entwickeln würde, wie in Berlin. Der Wiener, seiner ganzen Anlage nach mehr Genußmensch als der Berliner, findet den Tag zu lang,

um ihn ganz der Arbeit zu widmen, und er benützt einen Teil des Tages, um sich zu amüsieren, auszu-ruhen oder sich mit Behagen einem holden Nichts-tun hinzugeben. Wozu hat er es dann noch nötig, die Nacht dazu in Anspruch zu nehmen? Der Berliner muß die Abend- und Nachtstunden zu seiner Unterhaltung wählen, weil er am Tage arbeitet. Dann ist der Wiener auch jener Art von Vergnügungen, wie sie sich in den Nachtstunden in den Lokalen der Friedrichstadt breit machen, nicht sehr zugefan. Er liebt die intime Geselligkeit, aber nicht die lärmende; nicht jene Radaulustigkeit, die dem Berliner im Blut liegt, dem Wiener aber zuwider ist. Hier ist wieder die schönere und bessere Anlage des Wienertums mit im Spiele. Von einem Lokal ins andere wandeln, sich mit Alkokol anfüllen und mit der zweifelhaften, holden Weiblichkeit zu scherzen, ist nicht des Wieners Geschmack. Was ist den das Berliner Nachtleben anderes, als ein wilder Tanz um den Alkohol und um die Venus vulgivaga. Auch fehlt es in Wien an einem Zentrum, das, wie die Friedrichstadt in Berlin, alle für den nächtlichen Besuch bestimmten Lokalitäten eng aneinanderreihet. Die Friedrichsstraße mit ihren Annexen ist eine Art Forum Neuberlins geworden. Sie imponiert, wenn man sie zu nächtlicher Stunde im hellen Lichterglanze erblickt, wenn die Droschken und Automobile zu hunderten hin- und herjagen,

wenn eine dichtgedrängte Menge die Bürgersteige füllt; aber schön ist die Szenerie gerade nicht. Sie hinterläßt eher den Eindruck des Rohen und Abstoßenden, und das ist in Wien niemals möglich. Des Nachts drehen sich die Straßenverhältnisse in beiden Städten um. Ist dem Wiener die Straße am Tage Selbstzweck und Promenade, während sie dem Berliner nur Verkehrsmittel ist, so wird sie Nachts in Berlin Selbstzweck und Promenade und in Wien nur Verkehrsmittel. Auf der Straße sucht der Wiener Nachts keine Vergnügungen, er geht nur einfach nach Hause. Er ist beschäftigt, während der Berliner da promeniert. Verkehrte Welt. — Dabei ist Wien auch nicht arm an nächtlichen Vergnügungen. Es hat sich in dieser Hinsicht in den letzten Jahren eine Besserung bemerkbar gemacht. Die sogenannten Balllokale und in letzter Zeit die Kabarette wachsen wie die Pilze aus dem Boden und bieten wenigstens dem Fremden einige Anhaltspunkte für nächtliche Diversissements. Auch der Wiener geht hin, aber nur, um sie einmal anzusehen oder um einen Bekannten aus der Provinz auszuführen. Die Regel bilden diese Exkursionen schon deshalb nicht, weil diese Lokalitäten zum größten Teil auf dem „Wurzsystem“, das heißt dem System der Ausbeutung des Vergnügungssüchtigen, begründet sind. Sie sind getreu nach dem Geschäftssystem der Siaker gebildet und rechnen mit

der Noblesse des Wieners, der es furchtbar fein findet, wenn er sich auf eine Geldnote nichts mehr herausgeben läßt.

Der übliche „Drahweg“ des Wieners beginnt schon des Nachmittags im Café, führt dann ins Theater, hierauf ins Restaurant; es folgt das Balllokal und diesem wieder zum Abschluß das Café. Dies alles wickelt sich in der innern Stadt ab, so daß man außerhalb dieser und deren Hauptstraßen gar nichts merkt. Da es nicht häufig vorkommt und, wie gesagt, recht viel Geld kostet, so entwickelt sich in keinem Fall ein reges Straßenleben. Man spricht schon von Belebtheit, wenn man einmal, abgesehen von der Hauptstraße, in einer nächstlich stillen Straße ein oder zwei animierte Gruppen erblickt.

Wie in Berlin, ist auch in Wien der Sonnabend Abend der „Drahtag“, nur mit dem Unterschiede, daß der Wiener Sonntag — jetzt auch im Winter — den Ausflügen in der Umgebung gewidmet ist, die recht frühzeitig beginnen, so daß man gezwungen ist, auch Sonnabends frühzeitig das Bett aufzusuchen. Die herrliche Umgebung Wiens ist jedenfalls ein Faktor, der bei der Stille des Nachtlebens mit in Betracht zu ziehen ist. Der Wiener zieht es noch immer vor, am frühen Morgen des Sonntags in seine Berge hinauszuziehen, statt sich den vorabendlichen Rausch auszuschlafen. Man wird daher

niemals das Berliner Nachtleben nach Wien verpflanzen können; es fehlen alle Vorbedingungen dazu. Was man einzig erreichen könnte, wäre eine Verlängerung des Abendlebens, das heute in seiner Entfaltung durch die Dummheit der Haustorsperre gehemmt wird. Die Verlegung der Sperrstunde oder die gänzliche Abschaffung der Sperrsteuer würde das Abendleben reger gestalten und bis Mitternacht verlängern. Daß in einer Großstadt die Restaurants und Cafés um halb 10 Uhr abends leer werden, ist entschieden ein unwürdiger Zustand, der auch wirtschaftlich schwer ins Gewicht fällt.

Ganz eigentümlich verschiedenartig sind die Beziehungen der Bewohner beider Großstädte zum Theater. Wien galt und gilt für viele heute noch als die Theaterstadt par excellence und doch hat Berlin mehr als die doppelte Zahl von Theatern, was schon den augenfälligen Beweis dafür liefert, daß man in Berlin mehr ins Theater geht als in Wien. In der Tat beschränkt sich das Theaterinteresse Wiens mehr auf das Drum und Drauf des Theaters, auf das Theaterleben neben der Bühne, als auf die Kunst selbst. Der Wiener befaßt sich mit Vorliebe mit dem Theatertratsch, mit dem Tun und Lassen seiner Lieblinge auf der Bühne, mit den Erfolgen und mit den Mißerfolgen der Bühnenschriftsteller; ins Theater geht er aber viel weniger, als der Berliner.

Die Jugend betrachtet zwar die oberen Ränge des Burgtheaters als ihren Tummelplatz, wo sie sich begeistert und ergötzt, und wo namentlich die jungen Mädchen ihre Extasen an Liebe und Heldenverehrung an den Mann bringen; das Gros der Bevölkerung ist nicht literarisch veranlagt und hat wenig Lust, im Theater literarische oder künstlerische Befriedigung zu verlangen. Es will sich zumeist im Theater nur unterhalten, will sehen, will sich ergötzen, aber nicht bilden und erheben lassen. Das Repertoire der Bühnen spricht für diese Eigenschaft ihrer Klienten. Auch hierin zeigt sich der Misoneismus der Wiener. Das klassische Repertoire steht an der Hofbühne noch immer obenan; der modernen Richtung hatte Wien sich erst sehr spät zugewandt und keinen Geschmack daran gefunden. Die alten Volks- und Familienstücke, die Operetten bilden noch immer das Genre, bei welchen sich der Wiener Spießer am meisten behagt. Für moderne Bühnentechnik hat Wien noch kein Auge; alles im alten, klapprigen Gang. Das Theater ist Unterhaltungsort, weiter nichts. Es ist gesellschaftliche Vereinigung, wobei man etwas zu sehen und zu hören bekommt. In Berlin ist es anders. In Berlin will das Publikum in erster Linie lernen, sich bilden, sich erheben lassen. Es verlangt das neueste an Richtung und Geschmack, an Dichtung und schauspielerischen Leistungen. Jbsen erschien in

Berlin zehn Jahre früher als in Wien und Reinhardt konnte, obwohl Wiener, nur in Berlin Boden fassen. Wenn er jemals als Direktor an die „Burg“ berufen werden sollte, so nicht vor 10 oder 15 Jahren, bis seiner Regie der Horror des neuen genommen sein wird. In Berlin spricht man weniger vom Theater, aber man geht mehr hin, und der Theaterfratsch ist dort arg im Verruf.

Was Wien noch immer als die Theaterstadt erscheinen läßt, ist sein Beruf als Zuchtstätte für Schauspieler und Schauspielerinnen. Von Wien aus gehen all die Sterne und Sternschnuppchen ins Reich hinaus. Hier stand die Wiege mancher Größe und mancher der zahlreichen Duzendberühmtheiten, die ihren Weg zu den Brettern nahmen. Das ist ganz klar. Der Charakter des Wieners befähigt diesen nicht nur zum Schauspieler, sondern zieht ihn auch zu dem ungebundenen Leben des Bühnenkünstlers. Jeder Gymnasiast, der die unregelmäßigen Verben der griechischen Sprache zu eintönig findet und die Laune verliert, den schleppenden Studiengang bis zum Rechtsanwalt oder Arzt durchzumachen, der läßt sich an einer der zahlreichen Theaterschulen Wiens, die wie die Pilze aus der Erde hervorschießen, „ausbilden“, und jedes Mädchen, das durch keine Mitgift berechtigt ist, mit Sicherheit auf einen Freier zu warten, das aber auch keine Lust besitzt, hinter der Ladentafel

zu stehen oder Bücher zu führen und Briefe zu typewriten, läßt sich „ausbilden“. Sie finden alle einen entzückten Lehrer, der in ihnen ein großes Talent wittert und der ihnen Mut macht, den Schrift zu wagen. So führt die Lust an Licht und Leben und die dieser Lust entgegenwirkende Eintönigkeit des Daseins armer Familien alljährlich Tausende in die Theaterschulen, von wo sie nach ein bis zweijährigem Studium ihren Weg in die Provinz oder hinaus ins Reich nehmen. Diese Theaterstudenten bilden dann den Hauptkern des Wiener Theaterlebens, sie sind es, die das meiste Interesse daran haben, die die Häuser bevölkern und die hungrig in den Zeitungen nach Theaternachrichten suchen und in den Familien und Cafés das Theatergespräch kultivieren. Sie sind die ewige Garde der Wiener Theaterei. Was dann später aus ihnen wird, das weiß keiner zu sagen. Ein paar gehen in die Höhe, machen ihren Weg, hunderte aber ergreifen sicherlich in späteren Jahren einen anderen Beruf. Für die Mädchen besteht die Chance, daß sie leichter in die Ehe treten. Viele mögen auch nur deshalb die Theaterlaufbahn gewählt haben, denn sie ist eine günstige Brücke zu jenem, die Frauenwelt so sehr beglückenden Hafen.

---

Mit dem in vorstehendem Gesagten sind die Unterschiede zwischen Wien und Berlin noch lange

nicht erschöpft. Angedeutet sind sie bloß, und mehr zu thun lag auch nicht im Zwecke dieser Arbeit. Es ist hier der Versuch gemacht worden, die hauptsächlichsten Unterschiede im Leben der beiden großen deutschen Weltstädte zu skizzieren und möglichst den Grund dieser Unterschiede und das Wesen ihrer Eigenheiten darzulegen. Wenn es auch nicht möglich war, eine ausführliche Naturgeschichte des Berliner und des Wiener Lebens und der Bewohner beider Städte zu geben, so können diese Zeilen vielleicht dazu beitragen, das Leben und die Eigenheiten beider Städte verständlicher zu machen und so die Nachteile auf der einen Seite durch die Vorzüge auf der andern in einem milderem Lichte erscheinen zu lassen, als es bisher oftmals geschah. Unverständige Beobachter aus beiden Lagern waren nur zu leicht bereit, über die Sitten und Eigenheiten der jeweilig andern Stadt ein absprechendes Urtheil zu fällen und sich in gedankenlosem Geschimpfe Luft zu machen. Diese Methode ist ebenso verwerflich, als sie dumm und billig ist.

Man mag noch so sehr von den eigenen Vorzügen erfüllt sein, so hat man doch kein Recht, das, was uns als Nachteil der andern erscheint, gleich zu verwerfen und abzuurtheilen. Alle scheinbaren Nachteile sind nur die Schattenseiten großer Lichteffekte, die, je größer sie sind, auch umso größeren Schatten werfen müssen. Freilich, wenn man nur

den Schatten betrachtet, kann man zu sehr pessimistischen Auffassungen gelangen. Wer wiederum nur zu sehr das blendende Licht sieht, kann wieder nicht unbefangen urteilen. Man muß beide Erscheinungen als zusammenhängend ins Auge fassen und die eine durch die andere erklären. Wenn wir das tun, so müssen wir zugeben, daß uns nichts als Verabscheuungswert vorkommen kann, da alle Eigenarten der Charaktere und Einrichtungen, die wir hier erörtert haben, einfach im natürlichen Wesen der Bewohner liegen und dieses wieder durch das Milieu und die Geschichte bedingt sind, ganz so, wie es in der Einleitung angedeutet wurde.

Wien wie Berlin bieten, jede Stadt für sich, Gutes und Schönes. Es ist aber Unsinn, unter allen Umständen aus dem Vergleich beider Städte in jedem einzelnen Falle zu einem günstigen Resultat gelangen zu wollen. Das, was in der einen Stadt gut oder schön ist, muß es nicht gerade in der andern Stadt sein. Man tut daher besser, statt zu vergleichen, das Gute und Schöne jeder Stadt einzeln hervorzuheben. Ist in Wien der Mensch rundlicher an Leib und Seele, daher angenehmer und lebenswürdiger als in Berlin, so werden die praktischen Einrichtungen Berlins im Handel und Verkehr vollauf für die kühlere und ungeselligere Natur des Berliners entschädigen. Die Norm ist überhaupt die:

Von Wien die Menschen nehmen und von Berlin die Einrichtungen, dann kann man in beiden Städten selig werden.

Ein weiteres Ergebnis dieser Erörterungen wäre noch darin zu finden, daß, wenn eine Stadt von der andern etwas profitieren kann, es nur Wien sein kann. Nur die Einrichtungen sind nachzuahmen, nicht die Menschen; folglich kann Berlin nicht das Wienertum in sich aufnehmen und den Charakter seiner Menschen, deren natürliche Anlagen ändern, denn das wäre widernatürlich. Aber Wien kann die Einrichtungen Berlins studieren und sie sich zu Nutzen machen. Das ist freilich *cum grano salis* zu nehmen. Verberlinern können die „wienerischen“ Wiener ihr Wien auch nicht, aber Richtung und Gestalt können sie ihrer Stadt verleihen, wenn sie verschiedene Berliner Einrichtungen in Wien einzubürgern versuchen. Die Verkehrspolitik, das Verständnis für das Neue und seine Ausnützung, das ließe sich nach Wien übertragen, ohne daß der Wille an den Wiener Eigenheiten zu scheitern braucht.

Der große Wechselverkehr, der sich in den letzten Jahren zwischen Berlin und Wien entwickelt hat und der noch lange nicht seinen Höhepunkt erreicht zu haben scheint, wird sicherlich dazu beitragen, daß ein heilsamer Austausch zwischen den beiden Städten stattfinden wird. Die Wiener senden

ihre Menschen nach Berlin, die sich dort spezifisch wienerisch betätigen, und die Berliner senden uns Ideen, Probleme, Erfahrungen, die wir hier ausnützen können. Wien—Berlin, die so fern von einander liegen, können dadurch in anderer Beziehung, trotz aller Himmelweiten, recht nahe kommen.



# JOSEF LENOBEL, VERLAGSBUCHHANDLUNG

Wien, IX/1 Thurgasse Nr. 15.

Postsparkassen-Konto Nr. 82.502.

Telephon Nr. 22.163.

Hochgeehrter Herr!

Der ergebenst Gefertigte erbittet sich Ihre Aufmerksamkeit für eine neue Kunst. Seit Jahren mühen sich Wissenschaft, Kunst und Technik um die

## Farbenphotographie nach der Natur.

Dem Einzelnen gelang es wohl, die Farbenpracht auf das Papier zu bannen, doch blieb es auf kostspielige Ausnahmen beschränkt oder die noch unvollkommene Technik lieferte minderwertige Massenprodukte.

Nach langem Studium und vielen Versuchen ist ein Werk entstanden, das die neue Kunst der Farbenphotographie in ungeahnter Pracht und Naturtreue, so daß sie mit den besten Schöpfungen der Landschafts- und Bildnismaler verglichen werden kann, zum erstenmal der Allgemeinheit zugänglich macht. Dieses Werk betitelt sich:

## DIE WELT IN FARBEN

Österreich-Ungarn, Deutschland, Italien und die Schweiz

Herausgeber Dr. Johannes Emmer

General-Sekretär des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines und erscheint in

### drei Mappen

mit 150 kleineren, im Text eingestreuten und 120 auf Tafeln aufgezogenen, grossen Farbenphotographien zu dem im Verhältnis niedrigen Preise von 36 Kronen pro Mappe.

Jede Mappe ist einzeln käuflich.

Ich bitte jeden Kunst- und Naturfreund, jeden, der unser schönes Heimatland, oder Deutschland, Italien oder die Schweiz durchstreift hat, sich die eine Mappe portofrei vom nächsten Buchhändler zur Ansicht schicken zu lassen. Es erwächst daraus nicht die Verpflichtung, die Mappe zu behalten, auch entstehen keine sonstigen Kosten. Ich beabsichtige durch mein Anerbieten zunächst die kunstsinnigen und gebildeten Kreise mit der Farbenphotographie bekannt zu machen und deren Aufmerksamkeit gleichzeitig auf ein künstlerisch vollendetes und trotzdem wohlfeiles

### Geschenkwerk

zu lenken, wie es seit Jahren nicht geboten wurde.

Die Mappe wird an solvente Käufer auch gegen monatliche Teilzahlungen von K 10 — ohne Preiserhöhung abgegeben.

Hochachtungsvoll

JOSEF LENOBEL, Verlagsbuchhandlung.



UB Wien



+AM513715207

**JOSEF LENOBEL, VERLAGSBUCHHANDLUNG**  
Wien, IX/1 Thurgasse Nr. 15.

Postsparkassen-Konto Nr. 82.602.

Telephon Nr. 22.163.

Hochgeehrter Herr!

Der ergebenst Oefertigte erbittet sich Ihre Aufmerksamkeit für eine neue Kunst. Seit Jahren mühen sich Wissenschaft, Kunst und Technik um die

**Farbenphotographie nach der Natur.**

Dem Einzelnen gelang es wohl, die Farbenpracht auf das Papier zu bannen, doch blieb es auf kostspielige Ausnahmen beschränkt oder die noch unvollkommene Technik lieferte minderwertige Massenprodukte.

Nach langem Studium und vielen Versuchen ist ein Werk entstanden, das die neue Kunst der Farbenphotographie in ungeahnter Pracht und Naturtreue, so daß sie mit den besten Schöpfungen der Landschafts- und Bildnismaler verglichen werden kann, zum erstenmal der Allgemeinheit zugänglich macht. Dieses Werk betitelt sich:

**DIE WELT IN FARBEN**

Österreich-Ungarn, Deutschland, Italien und die Schweiz

Herausgeber Dr. Johannes Emmer

General-Sekretär des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines und erscheint in

**drei Mappen**

mit 150 kleineren, im Text eingestreuten und 120 auf Tafeln angezogenen, grossen Farbenphotographien zu dem im Verhältnis niedrigen Preise von 36 Kronen pro Mappe.

Jede Mappe ist einzeln käuflich.

Ich bitte jeden Kunst- und Naturfreund, jeden, der unser schönes Heimatland, oder Deutschland, Italien oder die Schweiz durchstreift hat, sich die eine Mappe portofrei vom nächsten Buchhändler zur Ansicht schicken zu lassen. Es erwächst daraus nicht die Verpflichtung, die Mappe zu behalten, auch entstehen keine sonstigen Kosten. Ich beabsichtige durch mein Anerbieten zunächst die kunstsinnigen und gebildeten Kreise mit der Farbenphotographie bekannt zu machen und deren Aufmerksamkeit gleichzeitig auf ein künstlerisch vollendetes und trotzdem wohlfeiles

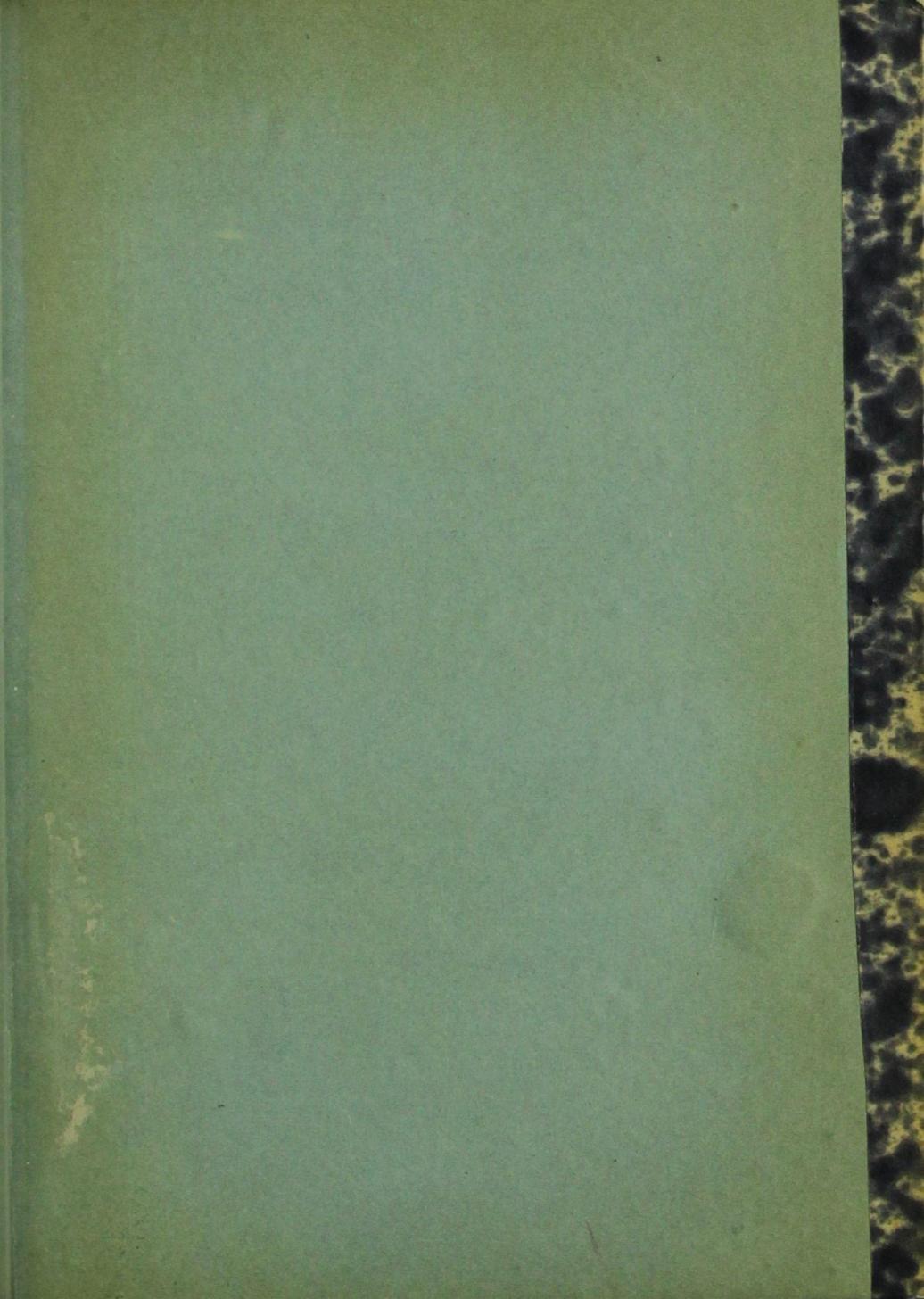
**Geschenkwerk**

zu lenken, wie es seit Jahren nicht geboten wurde.

Die Mappe wird an solvente Käufer auch gegen monatliche Teilzahlungen von K 10 — ohne Preiserhöhung abgegeben.

Hochachtungsvoll

**JOSEF LENOBEL, Verlagsbuchhandlung.**





[www.books2ebooks.eu](http://www.books2ebooks.eu)